



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## Vergißmeinnicht 1908

3 (1908)

---

# Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der  
Trappisten-Mission, Mariannhill, Südafrica.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.  
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen  
sind zu richten an:

Frater Edmund Küpper O. C. R.



Vertretung der Mission Mariannhill  
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.

26. Jahrgang.  
N. 3.

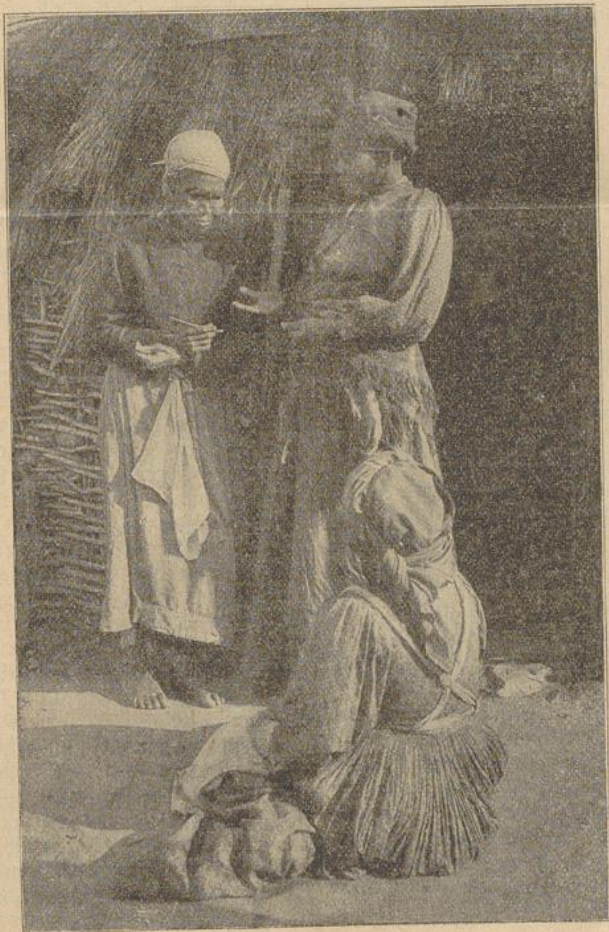
Erscheint monatlich  
und kostet  
pro Jahrgang  
Mk. 1.50,  
direkt franko zu-  
gesandt oder von  
unsern Beförderern  
bezogen.

Ueberzahlungen  
im Interesse der  
Mission  
sind willkommen.

Wohlthätern wird  
das Vergißmeinnicht  
gratis zugeandt.

Wer diese Zeitschrift  
bestellt, tut gleich-  
zeitig ein gutes  
Werk zu  
Gunsten der armen  
Neger in Afrika.

Bestellungen  
auf das  
Vergißmeinnicht  
geschehen am ein-  
fachsten auf dem  
Abschnitt der  
Postanweisung.



Eigentum Photogr. Atelier Mariannhill.

Schnupfende Kaffernweiber.

Köln a. Rh.  
März 1908.

Der Reinertrag  
dieser Zeitschrift  
wird nur für  
Missionszwecke,  
für die Ausbreitung  
unserer heiligen  
Religion ver-  
wendet, weshalb  
der Hl. Vater  
Pius X. zu wieder-  
holtenmalen allen  
Wohlthätern  
unserer Mission  
seinen apostolischen  
Segen erteilt hat.

Beförderer des  
Vergißmeinnicht  
werden an allen  
Orten gesucht.

für die Abonnenten  
des Vergißmeinnicht  
als Wohlthäter  
unserer Mission  
werden täglich in  
der Abteikirche zu  
Mariannhill  
2, oft 3 hl. Messen  
gelesen.

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Dergifmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Abteikirche zu Mariannhill jeden Tag zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

### Schneeglöcklein.

Nach langer Winternacht:  
„Zum Fest euch nun bereitet,  
Ihr Herzen, auf! erwacht!“  
Das Schneeglöcklein steht und läutet

Es läutet lieb und leise  
Im März bei Tag und Nacht:  
Wohl zu Maria's Preise  
Ihr Herzen, auf! erwacht!“

Es ist Maria's Blume,  
Wie sie so licht und rein,  
Und läutet ihr zum Ruhme  
Den Gnadenfrühling ein.

Wenn nichts das Auge ahnet  
Von Lenz und Blütenpracht,  
Schneeglöcklein steht und mahnet:  
Ihr Herzen, auf! erwacht!“

Den Frühling, dessen Leben  
Durch alle Lande ging,  
Da sie mit Wonnebeben  
Das ew'ge Wort empfing.

Und immer noch bis heute  
Bricht wahrer Lenz uns an;  
Schneeglöckleins hold' Geläute  
Hat's weithin kund getan.

E. Peregrina.

### Aus der Blumen- und Kinderwelt.

Von Schw. Engelberta.  
(Fortsetzung.)

Ezensochau. — Da wir soeben vom kleinen „Walbmeisterlein“ gesprochen, dürfen wir auch die grüne Ephenranke nicht übersehen, die sich da um den Gartenzaun schlingt und sodann am benachbarten Baum emporklettert. Der Ephen mit seinem immergrünen Blätter Schmuck ist das Sinnbild treuer Anhänglichkeit und willenslosen Gehorsams. Was er nur immer mit seinen kleinen Fangarmen erreicht, hält er in Liebe und Treue fest, man kann ihn die Mauer emporklettern, den Fensterstock umrahmen, die Kreuzblume überwuchern lassen, alles ganz nach Belieben.

So ein treuer, williger Knabe ist unser Stephan. Er ist weder ein Schmeichler, noch ein Kopfhänger, im Gegenteil voll Ehrlichkeit, Frohsinn und Jugendmut. Dabei die Treue selbst. Es ist, als wollte er es seinen Lehrern und Vorgesetzten vom Auge ablesen, was sie von ihm wollten. In der Schule entgeht ihm vom ganzen Unterricht kein Wort, und gilt es irgendwo, einen Liebesdienst zu erweisen, so ist unser braver Stephan gewiß als der erste zur Hand. Möge er nur immer so bleiben.

Nicht weit von dem mit dunkelgrünem Ephen dicht überwachsenen Zaun blüht und duftet ein Rosmarinstrauch. Der Rosmarin ist seines köstlichen Wohlgeruches wegen überall beliebt. Man gönnt ihm einen Ehrenplatz im schönsten Blumenbouquet, im Empfangsalon nicht weniger, wie in der Krankenstube; nicht selten schmückt er auch den Brautkranz, um vielleicht schon tags darauf ein Sterbekreuzlein zu zieren, und einen Grabeshügel.

So ein guter, allbeliebter Junge war unser unvergeßlicher Vitalis; ich sage, er war es, denn seit kurzem ist er nicht mehr; ein frischer Grabeshügel wölbt sich vielmehr über seiner Leiche und das schlichte

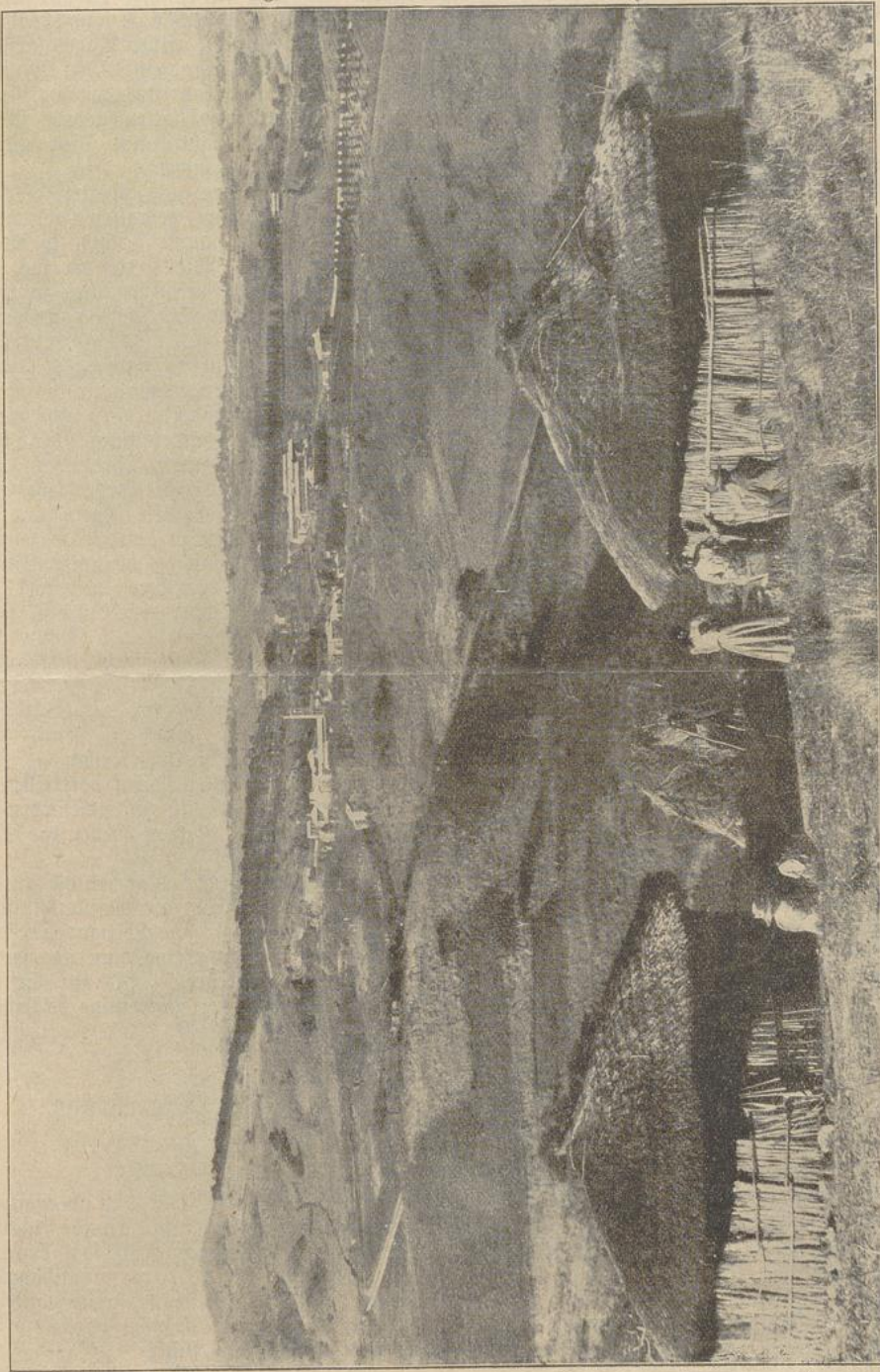
Kreuzlein zielt ein Kranz aus Rosmarin. Unerwartet schnell hat ihn der Tod ereilt; nur fünf Tage war er krank, da ward er von Gott in einen schöneren Garten verpflanzt.

Vitalis war im Jahre 1892 mit seinem Zwillingbruder Pazifikus als kleines Bübchen zur Missionsstation gekommen und wurde zunächst in den Kindergarten aufgenommen. Mehr als einmal ging der Tod mit drohend erhobenem Finger am Krankenbett der beiden Knaben vorüber, doch jedesmal erholten sie sich wieder. In den letzten Jahren war Vitalis ein großer, hochaufgeschossener Knabe, sodaß in dem klein gebliebenen Pazifikus niemand dessen Zwillingbruder vermutet hätte. Er war immer still und ruhig gewesen, und wenn irgend etwas an ihm auffiel, so war es sein Auge. Er hatte nicht die glänzenden, tiefschwarzen Augen, die gewöhnlich die echten Eulus auszeichnen, sondern überaus sanfte, braune Augen, die mich unwillkürlich an ein Reh im Walde erinnerten.

Besonderer Talente konnte er sich nicht rühmen, doch Fleiß und guter Wille ersetzten bei seinem Unterrichte viel. Mit großer Freude diente er am Altar als Ministrant, und auch in der freien Zeit kam er Tag für Tag unaufgefordert in die Kirche und hielt da seine Andacht vor dem Allerheiligsten. An Sonntagen sah man ihn oft allein lange in der Kirche weilen und gar erbaulich in seinem Gebetbuche lesen. Es ist, als hätte er eine Ahnung seines baldigen Todes gehabt. Nun weilt er nicht mehr unter uns, doch sein Andenken bleibt in Ehren. —

Sind unsere geehrten Leser und Leserinne n wohl schon müde, oder wollen sie vielmehr noch ein paar Blümchen in unserem Missionsgarten eines freundlichen Blickes würdigen? Ich dünkte, der prächtige Geraniens trauch dort wäre schon noch liebender Aufmerksamkeit wert. Man nennt ihn seiner vollen, feurigen Blüten wegen auch „brennende Liebe“.

Diesen Ehrennamen möchte ich aber einem unserer Schulfrauen geben und zwar der seltenen Stand-



Mariannhill von Südwesten gesehen. (Aus unserer Subhämosefischiff.)

erden  
partel  
ar er  
arten  
Zwi-  
Mij-  
Stin-  
g der  
endell  
olten  
s ein  
lein  
cuder  
g ge-  
el, so  
nden.  
Ew-  
u ne  
Walde  
omen.  
nter-  
Mtar  
en ce  
hielt  
om-  
eilen  
s ist  
s ge-  
sein  
wahr  
paar  
ichon  
e ra-  
merk-  
rigen  
ferec  
n d

haftigkeit wegen, mit der sie mitten im heidnischen Kraalleben viele Jahre hindurch dem christlichen Glauben treu geblieben. Sie heißt jetzt Willibalda und wurde erst am 20. August 1906 getauft. Früher hieß sie Fihlwaze. Schon im Jahre 1893 war sie das erstmal zu uns gekommen, hatte drei Jahre lang mit Eifer und Fleiß gelernt und war schon daran, durch die hl. Taufe ein Kind Gottes zu werden, da kam der heidnische Vater und nahm sie mit sich fort, bis in die Nähe des Pondolandes. Fern von der Schule und mitten in der heidnischen Umgebung, so hoffte er, sollte ihr die Lust, eine Christin zu werden, schon vergehen.

Sechs Jahre später bat die in der Dronkolei wohnende hochbetagte Großmutter um das Kind. Sie fühlte sich so einsam und verlassen und wollte in ihren alten Tagen ein junges, dienstbefähigtes Mädchen um sich haben. Fihlwaze kam, doch wie das Mädchen von ferne unsere Missionsstation sah mit der trauten Schule, dem schmutzen Kirchlein und den anderen Gebäuden, die alle tausend Erinnerungen in ihm weckten, da litt es das junge Wesen nicht mehr in dem rauchgeschwärzten, heidnischen Kraal, sondern schnurstracks eilte es der christlichen Schule zu und bat gar innig und treu mit Tränen in den Augen um abermalige Aufnahme.

Sechs Jahre sind ein wichtiger Abschnitt im Leben eines Kindes, so kam es, daß wir das Mädchen, das inzwischen zur halben Jungfrau herangereift war, gar nicht mehr erkannten. Erst als es ganz beschämt den heidnischen Namen Fihlwaze flüsterte, tauchte uns mit einem Schlag die alte Erinnerung wieder auf. Welch eine Freude! Wir hatten lange um sie getrauert und sie längst für verloren gehalten, und da war sie nun wieder, die gute, eifrige Fihlwaze. Trotz aller Gefahren des heidnischen Kraallebens und trotz ihres zarten Alters war sie sittlich rein und dem christlichen Glauben treu geblieben!

Als wir wegen ihres Vaters Bedenken äußerten, sagte sie entschlossen: „Ich bin jetzt älter und werde mich zu wehren wissen. Nichts in der Welt soll mich vom lieben Gott mehr trennen!“

Wirklich, der Vater kam und forderte gebieterisch sein Kind zurück. Fihlwaze blieb fest und erklärte, nichts werde imstande sein, sie von hier fortzubringen. Sie sei jetzt schon im Herzen Christin und verlange mit größter Sehnsucht nach der hl. Taufe.

„Gut“, sagte darauf der Vater, „so bleibe! Von einer solchen Tochter will ich nichts mehr wissen; von heute an hast du keinen Vater mehr!“ — Sprach's und wandte sich von dannen.

Das schnitt dem guten Kinde tief ins Herz; denn die Bande der Natur sind gar zart und Fihlwaze liebte ihren Vater sehr. Dennoch hielt sie bei uns aus. Nach Hause darf sie nicht mehr kommen und ihren Vater hat sie seit jenem Tage nicht mehr gesehen. Nur die Großmutter und einige inzwischen katholisch gewordene Verwandte darf sie zuweilen besuchen.

Ähnliche Opfer haben übrigens schon viele unserer schwarzen Kinder gebracht. Um des hl. Glaubens willen haben sie Vater und Mutter, Geschwister und Heimat und alles, was ihnen hinieden lieb und teuer war, verlassen und sind in einem Leben voll Arbeit und Opfer dem Herrn nachgefolgt. Solche Seelen sind die schönsten Blüten in unserem Missionsgarten, und wecken im Herzen des Missionärs stets neu die Liebe und Lust zu seinem großen, hl. Beruf.

Leider gibt es auch andere, die seiner Hirtens liebe nur wenig entsprechen. Da ist z. B. unsere . . .

doch ich will ihren Namen lieber gar nicht nennen. Schon als kleines Kind kam diese „Herbstzeitlose“ in die christliche Schule, genosß denselben Unterricht wie die übrigen alle, und ist dennoch ein eitles, flatterhaftes Ding voll Laune und trügerischer Weltlust geblieben. Es war ihr immer etwas zu enge in der dumpfen Schule, sie verlangte nach Freiheit und hatte die beständige Aussicht. Eines Tages schnürte sie daher ihr Bündelchen und ging: eine ikiliti (Mundharmonika) spielend, tänzelnden Schrittes der Dorfstraße entlang. Ihre Mitschülerinnen hatten gerade Beichttag, doch dies war für das leichtsinnige Ding nur ein Grund mehr, das Weite zu suchen.

Wie erschraf ihre gute Mutter, eine arme, ihres Glaubens wegen vom heidnischen Mann verlassene Frau, als sie ihre jüngste Tochter in solchem Auszug daherkommen sah. „Wie?“ rief sie aus, „hast du die Schule verlassen und willst du nun zu mir, in meine arme Wohnung kommen, um da nach dem eigenen Kopf zu leben?“

Die trostige Antwort war: „Ich hab' nun dieses ewige Lernen, Arbeiten, Beten und Kommandieren satt. Ich will endlich einmal frei sein und auch das Leben genießen, wie so viele andere junge Leute in der Welt.“

Da traten der guten Mutter ein paar schwere Tränen in die Augen. Sie sprach kein Wort, wandte sich um, ging in ihre Hütte hinein und begann ihre wenigen Habseligkeiten in einen Korb einzupacken.

„Mutter, was hast du denn im Sinn?“

„Fort will ich von hier, weit fort! Mit einem solch ungeratenen Kinde, wie du bist, will ich nicht unter demselben Dache wohnen. Wohin ich gehe, weiß ich selbst noch nicht; Gott wird einer armen heimatlosen Mutter schon helfen. Aber auch dich wird seine Hand erreichen und ich fürchte, sie trifft dich einmal schwer.“

„Mutter, liebe Mutter, bleibe da! Ich will dich nicht aus deinem stillen Heim vertreiben, und wenn du wirklich nicht mit mir zusammenleben kannst, gar, so will ich in Gottes Namen wieder zur Schule zurückkehren.“

Weinend verließ das Mädchen die Hütte und kehrte gesenkten Hauptes wieder zur Missionsstation zurück.

Das war eine strenge Lektion gewesen, ob jedoch ihre heilsame Wirkung eine dauernde sein wird, das muß die Zukunft lehren. Bis zur Stunde hat sich übrigens das sonst so leichtsinnige Mädchen recht gut gehalten. (Fortsetzung folgt.)

### Ein Ferienausflug.

Von Schw. Junozentia.

(Schluß.)

St. Peter. — Wir brechen abermals auf, steigen nochmals eine gute halbe Stunde über Felsblöcke, Steingeröll und Baumwurzeln steil bergab, wandern dann noch eine Strecke durch mannhohe Gras und kommen endlich auf die schöne, breite Landstraße, welche von der Bahnstation Mombu durch die Steppe nach dem Kilima-Ndscharo führt.

Der gefährliche Abstieg war also glücklich gelungen. Wir befanden uns in der Steppe, die in der Nähe gesehen, ein ganz anderes Bild bot, als von dem Usambara-Bergen aus. An interessanter Abwechslung fehlte es übrigens auch da nicht; am besten gefielen uns die wohlgeordneten Reihen von Hautschut- und

Baumwollpflanzungen, welche europäische Kolonisten hier angelegt hatten.

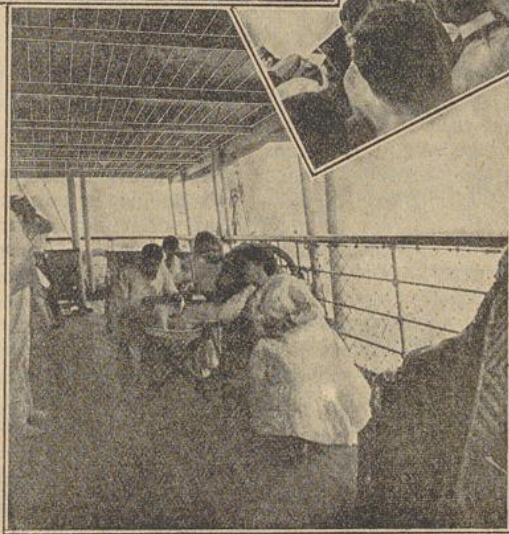
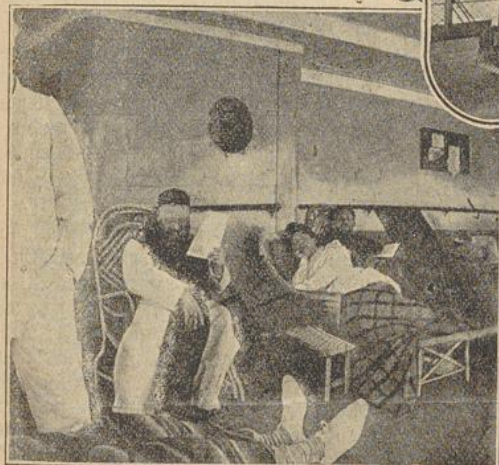
Nach kurzer Wanderung zeigten unsere Führer nach dem Ausläufer einer fernen Bergkette mit dem Bemerkten: „Dort oben liegt Ngua, unser Reiseziel!“ — Da hieß es also von der Landstraße abbiegen und über Felsen, Buschwerk und Gehölz mühsam aufwärts klettern. Zuvor jedoch wollten die beiden Burjchen ihre Mahlzeit halten. Dürres Holz war nun genug zu haben. Also machten wir zum drittenmale Rast.

Saum hatten wir zwei Schwestern uns unter einem seitwärts stehenden Baume niedergelassen, um das Ende der umständ-

gen auch nicht ganz lokalkundig. Jetzt können wir nicht mehr irren. Wir gehen mit dir voraus, die rüstigen Burjchen werden uns bald einholen!“

„Gut, Kinderchen, kommt nur mit!“

So wanderten wir denn wohlgemut mit dem



Leben auf dem R.-P.-D. Kronprinz auf der Fahrt nach Südafrika.

gegen Fleischräucherei unserer Führer abzuwarten, als das Wachambala-Weib des Weges kam.

„Woher, wohin, gutes Mütterchen?“

„Ich bin von Ngua und befinde mich eben auf dem Heimweg.“

„Das ist schön! Da können wir gleich mit dir gehen. Unsere beiden Führer sind hier in diesen Ber-

freundlichen Weibchen eine gute Strecke Weges, als sie plötzlich, nach einer alten Hütte deutend, erklärte:

„Hier bin ich zu Hause; ihr aber habt noch ziemlich weit zu gehen. Geht nur ruhig auf diesem Pfade weiter, er wird euch schnurgerade zur Nguaschule führen.“

„Wie? Hast du nicht gesagt, du seiest von Ngua?“

„Das bin ich auch; die ganze Gegend hier umher heißt Ngua. Natürlich haben die einzelnen Ortschaften noch alle ihren eigenen Namen; doch das ist von keinem Belang. Geht nur ruhig fort, ihr könnt nicht irren. Salamu sana kwa Zumbe, meldet dem dortigen Bürgermeister meinen friedlichen Gruß!“

Das war nun allerdings sehr freundlich gesprochen, doch wir saßen jetzt gleichsam zwischen zwei Stühlen. Die gute Alte war fort, und von unseren Führern war keine Spur zu sehen. Nach kurzer Wanderung setzten wir uns abermals nieder, um zu warten, denn es war doch nicht ratsam, in so einsamer, wildfremder Gegend allein zu gehen. Wir beteten zunächst unser Offizium und fügten dann noch ein Rosenkränzelein hinzu, doch die beiden Burjchen wollten immer noch nicht kommen. So ist eben der Schwarze: wenn er beim lodernden Feuerchen sitzt, ein Stück Fleisch riecht oder gar noch sein Pfeisichen anzündet, da sitzt er wie angenagelt und vergißt auf seine heiligsten Pflichten.

„Ewig können wir hier doch nicht warten,“ meinte zuletzt Schw. Roselina, „gehen wir also langsam ein Stück weiter.“ Da kommt ein Kreuzweg! „Ihr könnt nicht irren,“ hatte das Weiblein gesagt. Was aber jetzt? Sollen wir rechts oder links? Beide Wege sind gleich gut oder vielmehr gleich schlecht betreten. Wir wenden uns auf gut Glück nach rechts.

Es ist eine wildromantische Gegend, in der wir uns befinden: zwischen dichtem Buschwerk und wildem, hohem Gras stehen vereinzelt Mimosen und sonstige krüppelhafte Bäume. In solchen Revieren halten sich die größeren Raubtiere mit besonderer Vorliebe auf.

„Was würden wir jetzt tun,“ begann Schw. Roselina, „wenn plötzlich ein Schui (Leopard) auf uns zukäme?“

„O, der würde wahrscheinlich vor uns Reißaus nehmen; denn solch schwarz-weiß-rote Geschöpfe wie wir sind, hat der doch noch nie gesehen!“

Siehe, da steht eine Schambala-Hütte! Laßt uns einmal hineingehen, um uns nach dem Weg zu erkundigen. Die gute schwarze Hausfrau sitzt eben vor der Türe, doch kaum wird sie unser anständig, da ruft sie in namenlosem Schrecken aus: „Inane—eee! Tateee! Naka! Mütterchen, Väterchen! Weh!, weh! Ich bin des Todes!“

Das arme Weibchen! Wie mag man doch aber vor ein paar Missionschwestern so erschrecken? — Nun, ich denke, manches Weibchen in Europa würde nicht weniger erschrecken, wenn auf ihr abgelegenes Häuschen ganz unerwartet zwei rabenschwarze Neger in ihrem Nationalkostüm zugehritten kämen.

Wir taten zwar alles, die gute Schambala-Frau zu beruhigen; vergebens, ihr Schrecken begann erst dann sich allmählich zu legen, als auf ihr Geschrei einige Burjchen herbeigeeilt kamen, die uns schon von früher her kannten. Sie erklärten der vor Angst und Schrecken noch immer zitternden Frau, daß wir keine Geister seien, sondern Menschen und dazu noch recht gute, die keinem Menschen ein Leid zufügten, sondern überall umhergingen, um andere im Guten zu unterrichten . . .

Freudig boten sich uns sodann die genannten Burjchen zu Führern an. Bald kam das heißersehnte Schulhäuschen, das uns für die kommende Nacht beherbergen sollte, in Sicht. Einsam steht es droben auf einem sonnigen Bergrücken, mitten in einer üppigen Pflanzenwelt, und dahinter erheben sich wahre Bergriesen mit ihren mächtigen, zackigen Gipfeln.

Unten in tiefer Schlucht rauscht der reizende Muzilfluß, und ihn sollten wir jetzt passieren. Wo ist die Brücke? Ja, so etwas ist eben eine Seltenheit in Zentralafrika! Ein Baum, der vom Ufer mitten in den Fluß gefallen, muß hier die gleichen Dienste leisten. Der Schwarze steigt mit bewunderungswürdiger Sicherheit aufrecht und gerade über solch eine Brücke, der Weiße kriecht darüber auf allen Vieren, es sei denn, er habe einen verlässigen Führer, der ihm die Hand reicht. Uns standen gottlob solch' schwarze Schützengel zur Seite.

Nun ging es noch steil bergauf über langes, glattes Gras, wobei man bei jedem Schritt wieder um die Hälfte rückwärts rutschte. Endlich sind wir glücklich oben und begrüßen zunächst mit Freuden den mächtigen Kreuzesbalken, der auch von hier aus majestätisch hinausragt in die wildromantische, leider zum größten Teil noch heidnische Gegend.

Welch entzückende Aussicht gab es auf dieser hohen Höhe, und welch' reine, frische Luft im Gegensatz zur heißen, schwülen Steppe! Ein rein gehaltenes Strüchlein führte zur Schule, rechts und links standen Büsche, Bäume und rings um das Häuschen war ein blühendes Kartoffelfeld, lauter Zeugen von dem Fleiß und Schweißesinn des schwarzen christlichen Lehrers.

Siehe, da kommt er schon, Christian, mein ehemaliger Schüler! Mit freudestrahlendem Gesicht reißt er die Schultüre sperrangelweit auf und eilt uns dem zum freudigen Willkommen entgegen. In aller Eile werden sodann die Lesesibeln und Schiefertafeln in die Kiste geschafft und letztere zum Sitze für die unerwarteten Gäste näher gerückt. Diese Kiste bildet nebst einem Kreuzstisch das ganze Mobiliar der christlichen Schule und fungiert als Tisch, Schrank und Stuhl zugleich. Die gelehrigen Schüler sitzen natürlich auf dem blanken Boden.

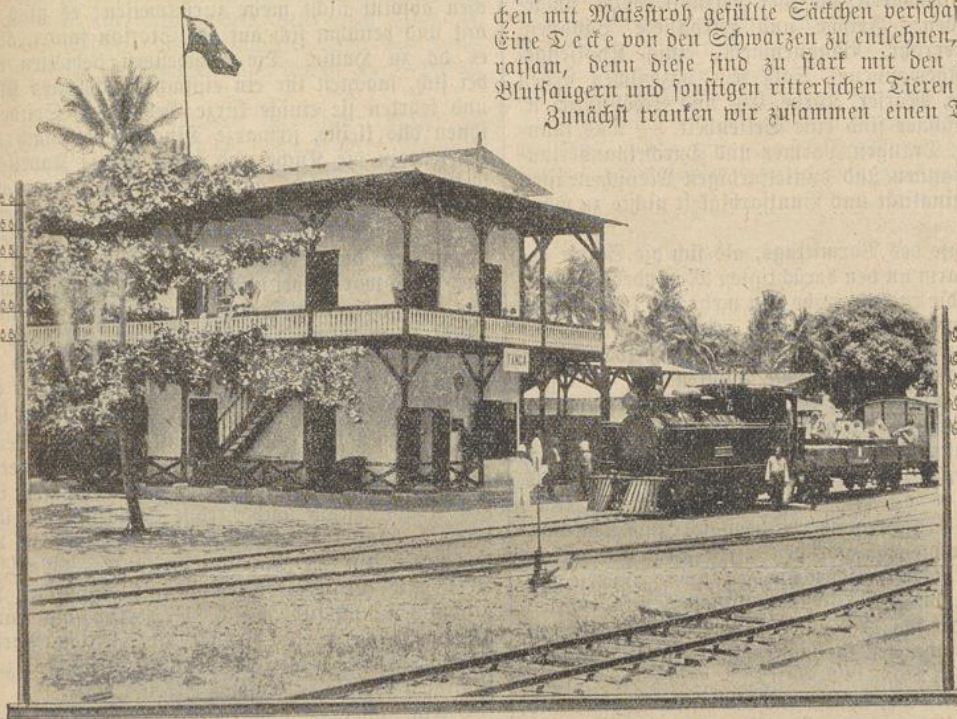
Der Lehrer wohnt nicht hier, sondern etwas abwärts bei seinen Verwandten; hier wird nur Schuttlage gehalten und somit stand das Häuschen, so wie es war, zu unserer einzigen und ausschließlichen Verfügung. Es war schon 5 Uhr abends und wir waren durch den langen, anstrengenden Marsch ordentlich müde und hungrig geworden. Für das Abendessen mußten wir natürlich selbst sorgen. Eine Nachbarin ließ uns ihren großen irdenen Topf, den wir mit Wasser füllten und über ein paar Steine stellten. Bald brannte ein lustiges Feuerchen darunter. Stephan, der kleine, stinke Hilfslehrer, hatte einen mächtigen Bündel Reisig herbeigeschleppt und besorgte auch das Feuer, weil die weißen Schwestern so schnell „weinen“, wenn ihnen der Rauch in die Augen kommt. Bald stand eine kräftige Kartoffelsuppe und später auch noch ein Töpfchen Tee auf dem „Tisch“.

Vor Einbruch der Nacht brachte Christian noch zwei „Bettstellen“, d. h. mit Stricken überzogene Stangen und zwei Klöschchen als Kopfkissen herbei, auf denen wir uns zeitig zur Ruhe niederlegten. Das Ganze war so fein, so idyllisch, daß wir auf diesen Stangen und Klöschchen geschlafen hätten wie zwei Prinzessinnen, wenn nicht ein es gefehlt hätte: eine genügende Bedeckung von Decken. So aber hatte jede von uns nur ein einziges Wolldecke. Nun waren wir den ganzen Tag über scharf gegangen, zum Teil durch die mit Fieberdümpfen gesättigte Steppe, waren in Schweiß gebadet, hier angekommen und zogen uns nun in der armen Lehmhütte, in der weder Türe noch Fenster geblieben

schlossen, und auf ärmlichem Lager, das uns gegen Zugluft und Kälte wenig schützte, ein ziemlich starkes Fieber zu.

Müde und krank standen wir am nächsten Morgen auf, als uns die liebe Sonne das finstere Gemach, in dem wir natürlich weder Lampe noch Kerzen hatten, wieder erhellte. Doch zum Kranken sein war heute keine Zeit, denn dies war ja der eine Tag, an dem wir mit anderen Schulkindern und den umwohnenden Schwarzen verfahren wollten. Tatsächlich kamen auch bald die

So rückte der Abend heran; nun war es aber Zeit, daß wir uns selbst kurieren, denn die Fieberhize stieg immer höher. Wir mußten während der Nacht um jeden Preis in Schweiß kommen und benötigten dazu in Ermangelung eines besseren den Schwizapparat der Schwarzen, d. h. wir machten einfach im Zimmer ein mächtiges Feuer. Zu verderben war dabei nichts, nur mußten wir acht geben, daß uns die Hütte nicht überm Kopf abbrannte. Holz hatte uns der flinke Stephan genug herbeigeschafft, und unsere Lagerstätte hatte sich insoferne modernisiert, daß wir uns statt der Holzklöbchen mit Maisstroh gefüllte Säcke verschafft hatten. Eine Decke von den Schwarzen zu entlehnen, war nicht ratsam, denn diese sind zu stark mit den bekannten Blutsaugern und sonstigen ritterlichen Tieren bevölkert. Zunächst tranken wir zusammen einen Topf Pfef-



Eisenbahnstation Tanga der Usambarabahn.

teute: Männer, Frauen und Kinder, von allen Himmelsgegenden herbei, um uns zu sehen und zu begrüßen. Ihre Zahl wuchs, als vollends unser Christian sein Kuh-Horn hervorholte und demselben schauerhafte Töne entlockte. Kinder sahen wir verhältnismäßig wenig; wahrscheinlich wurden sie von den Eltern zurückgehalten, damit sie uns nicht bis St. Peter in die Missionschule nachliefen. Die Alten zeigten sich sehr freundlich, doch wenn man von Taufe und Bekehrung sprach, war die ausweichende Antwort: „Gewiß, Schwester, ich befehle mich sicherlich, doch so ein Schritt will gehörig überlegt sein. Also später!“ Beim Schambala erfordert es überhaupt die Wohlstandigkeit, nie eine abschlägige Antwort zu geben; die ausweichende versteht ein Eingeweihter ebensogut.

Das Kochen blieb uns für heute erspart; denn die guten Leute brachten uns im Ueberfluß von ihren einheimischen Gerichten: gekochten und am Feuer gerösteten Mais, sowie verschieden zubereitete Bananen. Im Laufe des Tages kamen auch noch allerlei Kranke, die uns mit großer Umständlichkeit ihre Leiden erzählten. Wir halfen, soweit wir konnten, und kam uns dabei das tags zuvor gesammelte Pfefferminzkräut sehr zu

ferminztee aus, und dann ging die großartige Kur los. Schwester Roseline legte mitten im Schulzimmer einen Holzstoß übereinander, als gelte es, einen Hochofen zu heizen, und bald knisterte und loderte es bis zu den Dachsparren hinauf. Ich selbst wickelte mich in die mitgebrachte Decke ein, befand mich bald im wohlthuenden Schweiß und schlief dann den Schlaf des Gerechten. Mitten in der Nacht weckte mich ein fröstelndes Gefühl, denn die anfangs so große Hize war durch die vielen Löcher und Ritzen schnell wieder verschwunden. Ich wollte meine verehrte Kollegin wecken, doch diese ließ sich in ihrem süßen Schlummer einfach durch nichts stören. So stand ich also alleinig auf, blies das glimmende Feuer wieder an und legte neuerdings einen Stoß Holz darauf, daß man hätte einen Dschen damit kraten können. Das half; die angenehme Wärme hielt sich bis zum Morgen und in der Frühe standen wir beide vollkommen frisch und gesund wieder auf. Das Fieber war mit der Hize spurlos verschwunden!

Nun hieß es Abschied nehmen. Um 7 Uhr waren wir reisefertig. Unsere Kinder und eine Menge anderer Leute schlossen sich uns als Begleiter an; dabei konnten sie, da es gerade Samstag war, zugleich den Markt in der Steppe besuchen. Singend und jubelnd ging es

den Aguaberg linker Hand hinunter, während wir auf dem Herweg von der rechten Seite gekommen waren. Beim Kreuzweg fanden wir erst, wie recht die Alte gehabt hatte, daß wir nicht irre gehen könnten, denn jeder der beiden Wege führte zur Missionschule.

Drunten in der Steppe, nahe bei einem deutschen Farmer, befindet sich der Marktplatz. Die Leute kommen da allwöchentlich aus einem Umkreis von vielen Stunden zusammen. Die Waren tragen sie in Körben auf dem Kopfe. Neben etwas Baumwollzeug, das meist von Indiern feilgeboten wird, sind es namentlich verschiedene Ehwaren, die hier verkauft, bezw. umgetauscht werden: Frische und getrocknete Bananen, Mais, Zuckerrohr, Bananennmehl, einige Knollengewächse, selbstgewonnenes Salz u., dazwischen stehen Töpfe, Siebe, Mörser, Körbe, Eß- und Schöpflöffel u. Eier und Hühner sind eine Seltenheit. — Das muntere Treiben, Drängen, Lärmen und Durcheinandertausen dieser braunen und dunkelfarbigen Menschenrassen läßt an Originalität und Buntfarbigkeit nichts zu wünschen übrig.

Im Laufe des Vormittags, als sich die Sonne gerade recht warm an den berühmten Mazindeberg legte, mußten wir die endlose Höhe von mehr als 1000 Meter wieder hinaufklettern. Vor mir trieb ein Knabe ein Ziegenböcklein vor sich her. Bei diesen beiden ging's allerdings rasch aufwärts; die hüpfen und sprangen so stül und munter von einem Felsblock zum andern, daß es eine wahre Lust war, ihnen zuzusehen. Weniger leicht und lustig ging es bei uns, die wir ohnehin noch die Strapazen der früheren Märsche in allen Gliedern fühlten.

Da gab es manche Ruhepause; zuweilen verlängerten wir dieselbe, um den Affen zuzusehen, welche in ganzen Rudeln zwischen diesen Felsen, Büschen und Wäldern hausen. Bald lärmten, spielten und rauchten sie miteinander wie böse Buben, dann schimpften sie zu uns herüber, schnitten Grimassen und trieben sonstigen Unfug.

Endlich, endlich, nach manchem stillen Seufzer und kläglichem Fall kamen wir schweißtriefend mit vor Müdigkeit wankenden Knien oben an. Bald wird auch unser liebes, trautes St. Peter, das so still und anmutig auf lustiger Bergeshöhe liegt, sichtbar.

Indem wir uns der Station nähern, läuten die Glocken eben den Sonntag ein. Der geweihte Glockenton stimmt uns zur Andacht und ruft in unseren Herzen unwillkürlich die alte Lehre wach, daß wir alle miteinander nur arme Erdenpilger sind. Steil und rauh sind oft die Pfade, auf denen wir uns mühsam weiter schleppen, doch alles nehmen wir mit Freuden in den Kauf, wenn nur unsere Erdenpilgerschaft zuletzt endet droben in der Höhe, in der wahren, ewigen Heimat! —

### Bilder aus dem Missionsleben.

Von Rev. P. Joseph, O. C. R.

**E m a u s.** — Vor einiger Zeit machte eine unserer Missionschwester in verschiedenen Kaffernkraals einen Besuch; denn hier liegt ein Kranker, der Pflege und Medizin bedarf, dort ein Katechumene, der auf christlichen Unterricht wartet, kurz, hier ist dies, dort jenes, wo Hilfe not tut.

Bei diesem Anlaß nun ließ ihr ein kleines Mädchen nach und bat dringend, mit ihr zur Missionsstation

gehen zu dürfen. Sie wolle auch so ein schönes rotes Kleid und so einen weißen Schleier haben, wie die Schwestern, und dann immer bei ihnen bleiben. Natürlich schlug die Schwester dem armen Kind, das nur in eine kleine, dünne Decke eingehüllt war, die sonderbare Bitte ab. Es besteht zurzeit in Emaus noch keine Schule; was sollte man also mit dem kleinen Mädchen das auch noch zu keiner Arbeit zu verwenden war, anfassen?

Einige Wochen später kam die Schwester wieder in die Nähe jenes Kraals, und diesmal ließ sich das Mädchen absolut nicht mehr zurückweisen; es ging einfach mit und benahm sich auf der Station sofort, als wäre es da zu Hause. Die Schwestern behielten es also bei sich, machten ihr ein einfaches, schlichtes Kleidchen und lehrten sie einige kurze Gebeten. Seitdem läuft ihnen das kleine, schwarze Ding überall nach: in den Garten, in die Küche und selbst in die Kapelle. Hier weiß man sie nicht anders zu beschäftigen, als daß man ihr kleine farbige Bildchen gibt, mit denen sie spielt. Zuweilen fängt sie auch an, laut die Gebeten auszusagen, die sie von den Schwestern bereits gelernt hat. Bald war sie bei uns so heimisch, daß sie sich durchaus weigerte, mit ihrer Mutter in den heidnischen Kraal zurückzukehren, als diese kam, ihr Kind wieder heimzuholen. Die Kleine ist äußerst klug und lebhaft und macht nun die ständige Begleiterin unserer Schwester bei deren Besuchen in den heidnischen Kraals.

Jüngst hat sie in einem kleinen Waisenknaaben einen Spielkameraden gefunden. Der arme Junge, der Vater und Mutter verloren hat, ließ halbverhungert im reinen Adamskostüm umher. Die Schwester, die ihm begegnete, band ihm die eigene Schürze um dieenden und nahm den Kleinen, um den sich kein Mensch kümmerte mit zur Station. Nun sind die beiden Helden beisammen und fühlen sich so glücklich, als wären sie im Paradies. Vielleicht fügt die göttliche Vorsehung es noch, daß die beiden Kleinen, den Grundstock zu einer künftigen Schule in Emaus bilden.

Ein andermal wurde ich in einem Kaffernkraal gerufen, um daselbst einem kranken, etwa 9 Monate alten Knaben die Nottaufe zu spenden. In der Hütte saßen zwei Weiber um ein Feuer, über dem ein Kessel mit Maisbrei stand. Ich stellte mich der ganzen Länge nach auf, konnte es aber vor Rauch und Qualm nicht lange aushalten und mußte mich niederlegen. Eines der Weiber riet mir, mich in die Nähe des Eingangs zu setzen; dann folgte sie mir mit dem kranken Knaben und ließ sich an meiner Seite nieder. Wohl war es auch hier noch unbequem genug, doch es war doch zum aushalten.

Die beiden Frauen schienen von sanftem, ruhigem Charakter zu sein; sie saßen so still und friedlich beisammen und waren mit Staunen Zeugen der heiligen Taufzeremonien, die ich nun an dem kranken Kinde vornahm. Auch herrschte in dem Kraal die größte Reinlichkeit und Ordnung, alles stand an seinem Platz und jedes Gefäß; die Maiskörbe, die großen und kleinen Utschwala-Töpfe und sonstigen Utensilien waren proper und reinlich.

Auch der Name „Franz“, den der Kleine bei der Taufe bekam, fand bei ihnen Anklang. Nur konnten sie den Buchstaben „r“ nicht aussprechen, und so wurde denn aus dem Franz ein „Flang“.

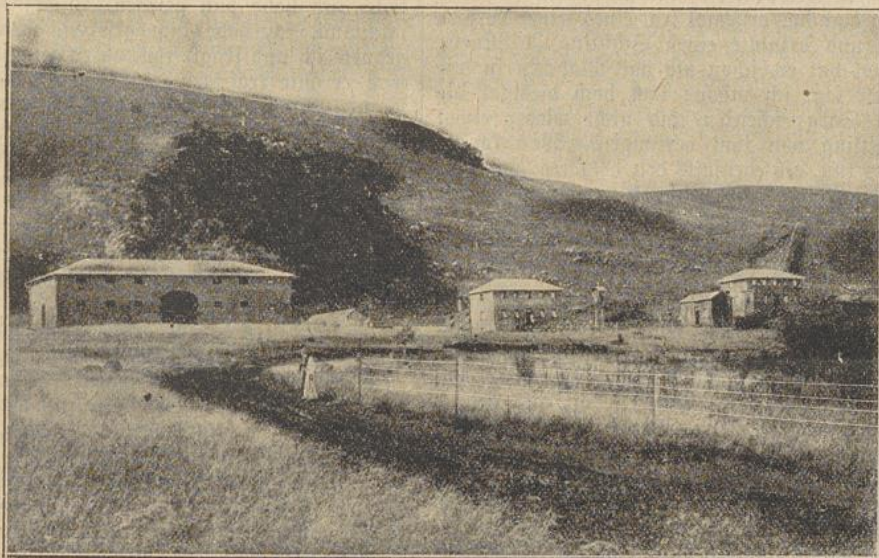
Getauft war nun das Kind, aber noch nicht bekleidet. Die Weiber hatten kaum ein paar Fetzen,

um es anständig einzuhüllen und baten daher um ein Hemd. Sie fühlten selbst, daß man ein getauftes Kind nicht unbedeckt lassen könne. In solchen Fällen müssen dann immer unsere Schwestern helfend eintreten und den armen Neubekehrten die nötigen Kleider machen. Wohl hat uns neulich ein Bäcker 45 alte Mehljäckle als Kaffernkleider geschenkt. Doch dieje Art der Bekleidung scheint uns doch zu primitiv, obgleich man tatsächlich hierzulande viele Kaffern sieht, die, solange sie bei einem Weißen im Dienste stehen, nichts anderes am Leib haben, als einen Sack, an dem sie den Boden durchgeschnitten und an dessen Seiten sie zwei Oeffnungen angebracht zum Durchstecken der Arme.

Ein anderesmal kam ein heidnischer Kaffer zu mir, mit der Bitte, sein kleines, schwerkrankes Mädchen zu taufen. Es war das etwas sehr Auffallendes, denn

So war es auch hier. Die Mutter saß mit dem kranken Kind, in eine schmutzige Decke eingewickelt, beim Feuer, daneben hockten zwei größere Mädchen, ebenfalls in ihre Decken eingehüllt, sonst aber im Kostüm der Mutter Eva. Hinter mir kroch der Hund, der mich vor der Hütte wütend angebellt hatte, durch das Schlupfloch, im Hintergrund gewahrte ich noch ein Rudel junger Ziegen und ein paar Bruthennen, die auf einander loshockten. Endlich sah ich auch noch die alte Großmutter in einem Winkel der Hütte sitzen, und zu allem Ueberfluß kamen auch noch ein paar Nachbarinnen herbei, die auch wissen wollten, was denn hier Neues gebe.

Beim Taufakte selbst gab sich die Frau, welche ihr Kind noch immer auf dem Arme hielt, nicht die geringste Mühe, mir die Sache etwas bequemer zu machen. Sie schien mich einfach zu ignorieren und



Station Emaus, Sitz des resignierten Abtes P. Franz.

der Heide willigt nur sehr ungern in die Taufe eines Mädchens. Der Hauptgrund dabei ist das sogenannte „Lobola“ der Kaufpreis, den der künftige Bräutigam des Mädchens, ihm, dem Vater, zu zahlen hat, und der in der Regel in zehn Ochsen besteht, in neuester Zeit, seit der Rinderpest, auch in einem Aequivalent an Ziegen, Pferden, oder an barem Geld. Nun kann er aber ein getauftes, christliches Mädchen doch nicht so ohne weiteres an den nächsten besten Heiden verschachern; daher seine Scheu, eines seiner Mädchen kaufen zu lassen.

Der Mann hatte früher in Johannesburg und anderen großen Städten gearbeitet und war anständig bekleidet, sonst aber schien er recht arm zu sein. Das bekundete mir schon das Neußere seines Kraals. Das Dach war vernachlässigt, von Wind und Wetter über zugerecht, und auch der Viehkraal und die sonstige Umgebung der Hütte trug den Stempel der Armut und des Schlendrians. Uebrigens ist es bei den Kaffern Sitte, alles in buntem Durcheinander liegen und stehen zu lassen, teils zum Zeichen der Trauer, teils aus übertriebener Sorge für den Kranken, dessen Pflege sie ganz und voll in Anspruch nimmt.

reinihte in aller Gemütsruhe ihren Gesichtsvorsprung mit einem heinernen Löffel. Es ist das bei den Kaffern eine sehr umständliche Prozedur und gilt bei ihnen als ebenso anständig, wie wenn sich der Weiße zu gleichem Zweck eines Taschentuches bedient.

Nach der Taufe gab ich dem kranken Kind, das mit verzerrten Gesichtszügen ganz abgezehrt dalag, eine Medizin. Doch weder der Vater, noch die Mutter desselben hatten zum Schluß ein Wort des Dankes. Gewisse Heiden nehmen überhaupt jeden Liebesdienst als etwas Selbstverständliches hin. In seinen Augen ist der Weiße, auch der Trappist, ein reicher Mann, der alles in Hülle und Fülle hat, und eigentlich nur dazu da ist, ihm, dem Schwarzen, zu helfen. Sogar Kinder stellen zuweilen an einen Weißen, der gerade des Weges kommt, die keineswegs bescheidene Bitte: „Gib mir Geld, gib mir einen Schilling (eine Mark); einen Schilling möchte ich haben!“

Nun vorläufig helfen wir den armen Schwarzen aus Liebe zu Gott, und mit der Zeit wird auch eine andere Gesinnung mit besseren Sitten unter ihnen Platz greifen.

\* \* \*

**E m a u s.** — Jakazi, ein benachbarter Kaffer, möchte sich gerne taufen lassen, d. h. nicht gerade jetzt, — solche Eile hat's nach seiner Ansicht nicht, — sondern erst, wenn er einmal sterben muß. Vielleicht ist er übrigens dem Tode näher, als er glaubt, denn es hat sich bei ihm ein Husten angefangen, der ganz bedenklich auf die Lungenschwindsucht hinzeigt.

Das Haupthindernis zur Taufe bildet bei Jakazi, wie überhaupt bei den meisten Kaffern, die Vielweiberei. Er hat zwei Weiber, und davon will er eben nicht lassen, solange es nicht gerade sein muß. Um so bereitwilliger dagegen ist er, seine Kinder taufen zu lassen. Zwei Mädchen ließ er auf dem Sterbebette taufen; beide sind auch auf unserm Gottesacker begraben. Als „nobler“ Mann bestand er dabei auch auf einem Sarg. Weniger nobel zeigte er sich allerdings, als es ans Bezahlen ging. Wohl leidet sein Geldbeutel ebenso an der Auszehrung wie er selbst; doch das erstemal trat eines seiner Weiber für ihn ein und bezahlte einen Schilling (1 Mark), das zweitemal hat er, schon als das Mädchen in den letzten Zügen lag, ich möchte ihm doch diesmal die Bokisi (den Sarg) schenken und nicht wieder einen ganzen Schilling von ihm verlangen. Was konnte ich da anders tun, als ebenfalls den „Nobeln“ spielen? Der Sarg ward ihm also geschenkt, wodurch ich mir sein Vertrauen in so hohem Grade erwarb, daß er mich, als sein zweijähriger Knabe schwer erkrankte, sofort rufen ließ mit dem Ersuchen, ihn zu taufen.

Ich kam und fand den Zustand des Knaben wirklich ganz bedenklich. Er hatte einen schrecklichen Keuchhusten und erbrach unter argem Würgen eine große Menge Schleim, weshalb ich kein Bedenken trug, ihn zu taufen. Doch das war hälber gesagt, als getan; denn der zweijährige Schelm wehrte sich mit Händen und Füßen. Vielleicht war es die Furcht, die er vor mir, als einem Weißen, hatte, vielleicht hatte er auch gesehen, daß seine beiden Schwesterchen bald nach der Taufe sterben mußten, kurz, er wollte nun einmal von der Taufe absolut nichts wissen, und schrie und tobte jedesmal, so oft ich ihm nahte, wie besessen. Um sein Vertrauen zu gewinnen, hielt ich ihm zwei rotwangige Nespel entgegen. Vergebliche Liebesmühe: er würdigte mich und meine Nespel keines Blickes.

Ich hätte nun gern die Sache auf sich bewenden lassen, hätte ich nicht fürchten müssen, der Kleine, dessen Taufe sowohl Vater wie Mutter ausdrücklich wünschten, würde ohne Taufe sterben. Da hieß es also: „Gehst du nicht willig, so brauch ich Gewalt.“ Doch zuvor mußte ich mich mit den Eltern über den Namen einigen. Ich schlug „Franz“ vor. Nein, sie wollten keinen „Klanz“; der Name sei so schwer auszusprechen, und überdies gebe es so Klauzen genug. Auch „Dtto“ war nicht genehm. Vielleicht „Felix“, so heißt der Onkel.“ — Ja Felix, das ist ein schöner Name, so soll er heißen!“ Nachdem wir soweit einig waren, packte die Mutter ihren widerspenstigen Jungen und hielt ihn fest, während ich ihm das ganze Fläschchen Taufwasser über den Schädel goß. Da war es nun aber vollends mit aller Freundschaft aus; denn als ihn die Mutter etwas losließ und ihm die brennende Kerze in die Hand geben wollte, wälzte er sich vor Aerger und Troß auf dem Boden. So gibts auch in Afrika böse Jungen, und ich dachte, wenn er stirbt, muß er trotz seiner Taufe noch eine

Weile ins Fegfeuer, denn so böse Schlingel kann man doch nicht ohne weiteres im Himmel brauchen.

Nachdem Felix glücklich getauft war, führte mich Jakazi auch noch zwei Mädchen, recht ruhige kleine Kinder im Alter von 4—5 Jahren zu, um sie ebenfalls zu taufen, worauf ich aber nicht einging. Zuerst waren die Kinder nicht krank, und zweitens waren sie schon so groß, daß man ruhig die heiligen Akte gebührend unterrichtet und vorbereitet werden konnten.

Viel stiller und friedlicher als bei der Taufe des kleinen Felix ging es bei der unseres vierjährigen „Andreas“ her. Auch er war am Keuchhusten schwer erkrankt und sollte auf den ausdrücklichen Wunsch seines Vaters getauft werden. Der liebe Kleine kam mir freudig entgegen, bot mir lächelnd sein schwarzbraunes Händchen zum Gruf und sagte: „Sakubaba, haba, ich habe dich gesehen, Vater!“ — „Sakubabtanami, ich habe dich gesehen, mein Kind“, er gegnete ich und fragte ihn, ob er getauft werden wollte, was er mit kräftigem Kopfnicken bejahte. Auch der Name „Andreas“ war sowohl ihm, wie dem Vater recht. Beim hl. Taufakt selbst reichte er ganz ruhig und gelassen sein Köpfchen her, damit ich ihm das Lebenswasser daraufgieße und ihn zum Kinde Gottes mache.

Auch Vater und Mutter waren, obgleich noch Heiden, alle anständig bekleidet und freuten sich herzlich über das Glück ihres Kindes. Eine erwachsene Tochter war mit der Bereitung des Mittagessens beschäftigt. In einem großen, muldenförmig ausgehöhlten Stein zerrieb sie Maiskörner. Das gewonnene Mehl fiel auf der andern Seite auf eine von Rauch geschwärzte Strohmatte und daneben stand die Tabaksdose der Großmutter. Doch, wer wird solchen Kleinigkeiten Anstoß nehmen?

Zu guter Letzt seien auch noch 5 Hunde erwähnt, die den Kraal und seine ganze Umgebung bewachen. In der Hütte selbst waren zwei Kälber. Es war eben Winterzeit, und sie sorgten bei dem herrschenden Holzmangel für die nötige Wärme. Die Tiere hatten dabei ein schützendes Obdach, und so war Vieh und Ferkel in gleicher Weise geholfen.

(Fortsetzung folgt.)

## Im Rachen des Löwen.

Von Dr. Joseph, O. C. R.

**Reichenau.** — Die südafrikanische Gebirgsregion kann sich zwar an Großartigkeit und Harmonie der Formen bei weitem nicht mit den Bergriesen des Jura oder des Schweizerlandes messen, dennoch bietet auch sie ihre ganz eigentümlichen Schönheiten dar. Natal speziell mit seinen 200, zwischen zwei riesigen Hügelketten sich durchwindenden kleineren und größeren Wasserläufen, trägt unter anderm den Ehrentitel: das Land der Hügel und der Täler. Vom südafrikanischen „Bluff“ seiner Hafenstadt Durban bis hinauf zu den stolzen Höhen der Drakensberge im Westen, und von Port-Shepstone bis zu den 12000 Fuß hohen aufsteigenden Gipfeln des Cathkin-Peak reicht sich in bunter Abwechslung ein Berg und Höhenzug an den andern.

So liegt auch die Mehrzahl unserer Missionarstationen entweder auf lustiger Anhöhe oder doch

nächster Nähe eines namhaften Gebirgsstockes. Mariannhill selbst kam allerdings nicht auf den Mariann-Hügel, wie es sein Gründer Abt Franz ursprünglich geplant hatte, zu liegen, dennoch aber liegt es, obgleich es bloß 4—5 Stunden von der Küste entfernt ist, fast 1100 Fuß über dem Meerespiegel. Am höchsten unter unseren Stationen thront wohl Mariannhill am Fuße der Draakensberge; auch Himmelberg, St. Michael, Mariatrost, Gmaus und Hardenberg, sind reine Bergkinder. Hochinteressante Bergpariten weist auch das 3800 Fuß überm Meerespiegel gelegene Maria-Natschik auf, so wohl auf der eigenen Farm wie auf dem in nächster Nähe gelegenen Biggarsberg. Mariathal, zur Zeit seiner Gründung Biggsberg genannt, ist ebenfalls so hoch gelegen, daß ein von Südost kommender Besucher dessen Schule und Brüderhaus schon eine volle Tagesreise zuvor erblickt. Revelaer, 4500 Fuß über der See und hart an der neuen Natal-Caplinie gelegen, muß man selbst gesehen haben, um sich ein klares Bild seiner idyllischen, Herz und Gemüt ungemein anheimelnden Lage machen zu können. Unser südafrikanisches Citeaux besitzt den zweifelhaften Vorzug, kaum eine einzige größere Fläche aufzuweisen, ich sage nicht für Wiese oder Ackerland, sondern um darauf auch nur ein anständiges Haus aufzuführen. Bauten zählt es allerdings schon mehrere, doch jedes steht auf seinem eigenen Hügelchen. Dabei ist es herrlich an den steil abfallenden Ausläufern eines gewaltigen Bergstockes gelegen und bietet eine prachtvolle Aussicht über das Umkomazi-Thal und den gegenüberliegenden Impendhle. Zwischen den Abhängen und Schluchten des nahen Urwaldes entzückt auch noch ein prächtiger Wasserfall das Auge des staunenden Besuchers. Das bewundernswürdige Clairvaux wetteifert an wildromantischen Naturschönheiten mit Citeaux. In früherer Zeit wählten zahlreiche Touristen den Impendhle-Berg als Ziel ihrer Ausflüge; namentlich die Mariaburger zeigten große Vorliebe für diese hochromantischen Bergpartien.

Alle die genannten Stationen sind natürlich auch „steinreich“, denn der eisenhaltige Zuyangane-Stein bedeckt in verschwenderischer Fülle fast alle Höhenzüge Natal's. Seine Bearbeitung ist zwar überaus mühsam, lohnt sich aber auch durch die fast unverwundliche Steinart, die in Europa wohl kaum ihresgleichen hat. Sie liefert für sämtliche Bauzwecke äußerst solide Fundamente und gibt den Bauten in Folge ihrer schwarzblauen Färbung ein festes, monumentales Aussehen. Wirft man Zuyangane-Steine zu Haufen aufeinander, so hört man ein Klingeln fast wie von lauterem Erz.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf Kei-Chenau. Die Station selbst liegt an der linken Uferseite des Polela auf ziemlich ebenem Terrain. Doch die fruchtbare, von zahllosen Krümmungen des Flusses durchschnittene Talebene abgerechnet, reiht sich auch hier Hügel an Hügel, und nach Osten zu liegt, kaum eine Wegstunde davon entfernt, die hohe, steile Bergkette des Mofaqua, weshalb den Anfassern der Polela-Station die Sonne im Winter viel später aufgeht, als den auf der gegenüber liegenden Seite wohnenden Farmern.

Schon der Mahaqua, einer der höchsten Berge Natal's, dessen südliche Felsenspitze in weitem, weitem Umkreis beinahe die halbe Kolonie überschaut, bietet des Schönen in Hülle und Fülle. Aus den zahlreichen Bergschluchten quellen und rinnen silberhelle Wasserläufe, die einen östlich dem Flußgebiet des Umkomazi, die andern westlich dem Polela und Umzimkulu zu-



Bei der Feldarbeit in Sansibar. Sammeln und Trocknen der Gewürznelken.

Czenstochow, terrassenförmig am rechten Ufer des Umzimkulu emporsteigend, ist zwar verhältnismäßig tief in der Dronkolei gelegen, hat dagegen, selbst ringsum von Bergketten umgeben, als respektablem Nachbar den Umschlubeni-Berg, von dessen Felsenzinnen aus der berühmte Tschaka einst ganze Scharen dem Tode Geweihten in die Tiefe stürzen ließ.

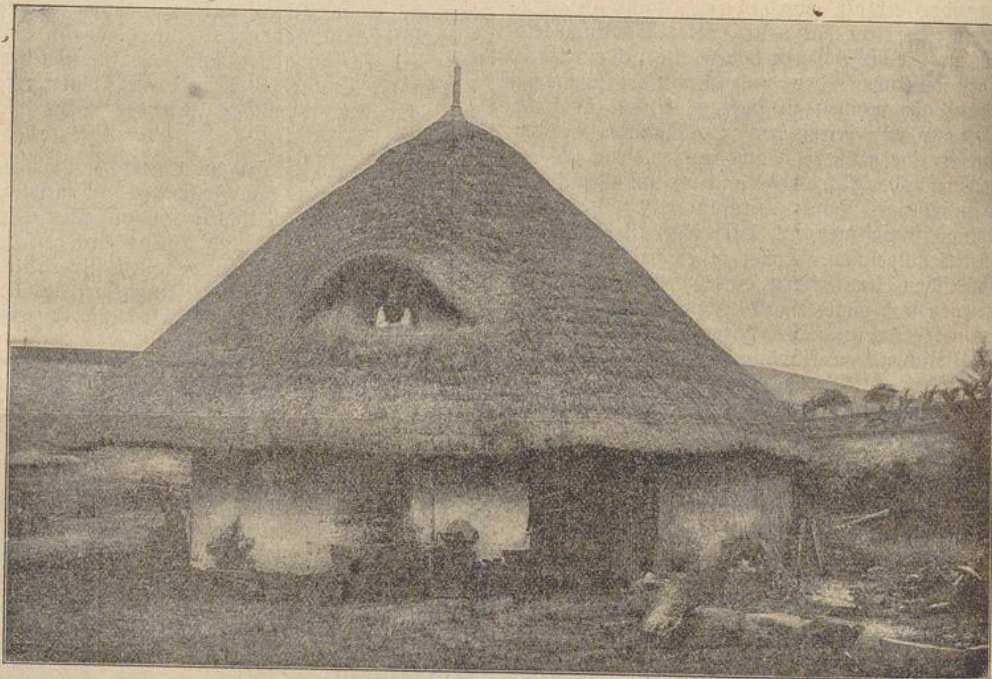
Dettings Hochwall, der Inhlakosi, ebenso reizend für den routinierten Bergfreund wie mühevoll für den gewöhnlichen Fußgänger, mußte sich jüngst eine bedeutende Namensänderung gefallen lassen: Kommt da eines Tages ein wohlbeleibter Isländer angerückt. Seiner enormen Korpulenz wegen, die ihm das Befahren eines Pferdes zur Unmöglichkeit macht, mußte er wohl oder übel den schrecklichen Berg per pedes Apostolorum passieren. Keuchend und schweißtriefend kommt er nach mehrstündigem Marsch endlich in Detting an, den dortigen Missionsvorstand in gebrochener Deutsch folgendermaßen apostrophierend: „Ohr Vater, — — dieser Berg da! — — O dieser Berg da! — — Das ist ein — Teufel! — — — Zweihundertmal mußte ich rasten — — und wäre fast mitten auf dem Weg liegen geblieben! — Das ist ein — Teufelsberg!“ — Seit jener Zeit heißen manche den steilen Inhlakosi „Devils Hill“.

eilend. Dazwischen aber beleben Affen, Steinhasen, behendes Rotwild und seltsame, buntgefiederte Vogelarten die einsame Wildnis. Nach Norden in der Richtung gegen Clairvaux und Loteni zu wird die wechselvolle Szenerie von steilen Bergrücken und plötzlichen Talsenkungen noch kontrastreicher. Es ist ein wahres Kunstwerk für den Reiter, diese Kämme auf schmalen krummen Pfaden über die endlosen Felsentrümmer hinweg ohne Unfall zu passieren. Solche Wege nehmen oft die zehnfache Zeit ihrer Luftlinie in Anspruch.

Ungleich großartiger noch ist der nördlich von Reichenau gelegene Giants-Castle. Er gehört schon den eigentlichen Drafsbergen an, mißt gegen 11 000 Fuß und bildet in einem vielgewundenen Taler-Labyrinth mit dem nicht allzu weit davon entfernten Cathkin-Beak und Mont aux Sources das Quellengebiet großer Flüsse wie des Moi-River, Buschmanns-River, Tugela

seitdem ein gangbarer Aufstieg gefunden worden, werden nicht selten ganze Partien diese Höhen zum Zeitpunkt einer Bergtour.

Abt Franz wollte schon vor zwei Jahrzehnten in Begleitung eines Bruders die steile Höhe erklimmen, sie mußten jedoch auf halbem Wege wieder umkehren, denn bittere Kälte durchschauerte all ihre Glieder und benahm ihnen die zum Bergsteigen doppelt nötige Behendigkeit. Ein anderer Umstand, der sie zu weiterer Rückkehr bewog, war der, daß sie, die Waffensysteme auf einzelnen Felsvorsprüngen frische Tiger-Gewächse fanden. Im allgemeinen sind die großen Raubtiere in Südafrika ziemlich selten geworden; man hört wenig mehr von Tigern und Löwen. Einerseits haben die Buren und Engländer gewaltig unter ihnen ausgeräumt und andererseits finden diese großen Raubtiere hierzulande auch nicht mehr das nötige Wild, vor



St. Isidor Missionshütte. (Aus unserer Jubiläumsschrift.)

und Orange-River. An kalten Wintertagen, wann in dieser Gegend das Thermometer bis zu 10 Grad R. unter Null sinkt, und noch mehr nach einem Gewitterregen zur Sommerszeit, scheint, von Reichenau aus gesehen, jener Gebirgsstock greifbar nahe zu liegen, während in Wirklichkeit kaum 30 Stunden genügen, den Horst zu ersteigen. Ähnlich verhält es sich mit zwei gegen Nordwest zu äußerst steil aufsteigenden Bergspitzen, welche der dortigen Gebirgskette ein ganz charakteristisches Gepräge verleihen. Hier herrscht das ganze Jahr hindurch eine empfindliche Kälte, und es ist schon vorgekommen, daß zum 25. Dezember, also mitten im afrikanischen Hochsommer, beide Jacken im blendendweißen Festgewande nordischer Weihnachtsfarbe prangten.

Bis vor wenigen Jahren war ihr Scheitel kaum jemals von eines Menschen Fuß betreten worden. Der Schwarze hat für landschaftliche Schönheiten weder Sinn noch Lust, um so mehr der stolze Sohn Albions;

dem sie leben könnten.

Nur ein gewaltiger Leu existiert noch heute, ja er behauptet sogar sein Lager direkt auf dem Reichenauer Missionsgebiete. Schreiber dieser Zeilen machte schon zu dreimalen nähere Bekanntschaft mit seinem weiten Rachen. Kein Tapferer wird diesen Löwen verschrecken, denn er hat sich für immer hier gelagert, hält Tag und Nacht seinen ungeheuren Schlund weit aufgesperrt, starrt hinaus ins weite Land und erhebt voll Majestät sein stolzes Haupt.

(Fortsetzung folgt.)

### Ein Kassendiebstahl.

Von Br. Maximilian. O. C. R.

Mariathal. — Daß auch hier in Südafrika das saubere Handwerk des Einbruchdiebstahles blüht, erfuhren wir in St. Isidor, der zu Mariathal ge-

hörenden Farm, in der Nacht vom 10. auf den 11. Oktober v. J.

Als ich nämlich in der Frühe des genannten Tages nach Schluß der Matutin gegen 4 Uhr morgens aus der Kapelle ging, da sah ich auf den ersten Blick, daß die Türe der Schaffnerei offen stand. Die Sache fiel mir auf; ich schaue also näher nach und finde zu meinem Schrecken in dem kleinen Zimmer alles in größter Unordnung, die Kasse aber war fort!

Ich rufe schnell Bruder Avellin, unsern Schaffner, herbei. Verschiedene Gegenstände, die auf dem Kassenschrank gelegen hatten, finden wir auf den nebenan stehenden Schreibtisch; außer der Kasse fehlte eine Reisetasche, zwei Pakete Kerzen und mehrere Schlüssel. Als inzwischen auch Br. Sabinus herbeigekommen war, machten wir uns zusammen auf die Suche. Es galt, die Spur der Diebe ausfindig zu machen; vor allem aber hofften wir, den ziemlich schweren Kassenschrank wieder zu finden, den sie unmöglich allzu weit fortgeschafft haben konnten.

Vor allem lenkten wir unsere Schritte nach dem etwa 400 Schritte von der Farm entfernten Wald des Mr. Peel; hier trennten wir uns, um den Forst nach verschiedenen Richtungen zu durchstreifen. Kaum war ich 100 Schritte weit gegangen, als ich am Saume des Waldes die Kasse in einem tiefen Graben liegen sah. Sie war natürlich zertrümmert und ihres Inhaltes (L 20 = 400 Mark) beraubt. Verschiedene Werkzeuge, die am Boden umherlagen, erkannten wir sofort als die unsrigen. Die Ganner hatten sie offenbar in unserer Schmiede geholt. Ferner war das Vordergestell eines Pfluges da, das sie aus unserm Wagenschuppen genommen hatten, um den schweren Kassenschrank leichter transportieren zu können. Die selben hatten offenbar schon die nötige Übung in ihrem Handwerk. Zuerst hatten sie die Brechhaken am Schlosse angelegt, um die Kegel zurückzuziehen, was ihnen jedoch nicht gelang. Dann mußten sie unter großer Anstrengung die ganze Seitenwand mit einem Meißel herauszuhauen.

Zu Hause fanden wir, daß die untere Schublade, in der sich noch 30 Schilling befanden, nicht aufgemacht war. Entweder hatten sie dieselbe gar nicht bemerkt, oder es war inzwischen Tag geworden, und sie hatten Grund, sich rechtzeitig aus dem Staub zu machen.

Die gestohlenen Kerzen hatten ihnen ebenfalls gute Dienste geleistet, denn überall sah man Spuren von abgeträufeltem Stearin, z. B. in der Schmiede, wo sie die Brechwerkzeuge und im Wagenschuppen, wo sie das Pfluggestell gestohlen hatten.

Obwohl dem Magistrat in Tzopo sofort Anzeige erstattet wurde, so hat man doch bis zur Stunde keine Spur von den Dieben gefunden. Daß es Weiber waren, steht außer allem Zweifel. Es läuft eben heutzutage bei der allgemeinen Geschäftsstockung viel gefährliches Volk herum in Südafrika, und von allen Seiten werden die raffiniertesten Diebstähle berichtet. In Durban z. B. stahl man im Postgebäude L 2500 (50 000 Mark). Das meiste davon gehörte zu der in jenen Tagen nach Europa abgehenden Weihnachtspost, und in der Pinetowner Post bedeckten die Schlaumier den Versicherungsschrank, den sie mit Dynamit auseinanderprengten wollten, zuvor mit Erde, um den Knall zu dämpfen. Als ihnen ihr Vorhaben nicht ge-

lang, stahlen sie in einem benachbarten Store einen Haufen Kleider und in einer James-Factory eine große Anzahl eingemachter Früchte.

## Der wahren Heimat zu.

Von P. Prudentius, O. C. S. R.

Lourdes. — Mafukula Didi kam als junger Bursche von etwa 17—18 Jahren nach unserer Missionsstation Lourdes zur Arbeit. Er war, wie schon sein Name besagt, noch Heide, wie alle seine Angehörigen zu Hause. Nur einer seiner Brüder hatte sich taufen lassen, war aber kurz nach Empfang der hl. Kommunion gestorben.

Mafukula war ein heiterer, fleißiger Junge und wegen seines gutmütigen Naturells allgemein beliebt. Unter Tags arbeitete er fleißig auf dem Felde, am Abend wohnte er dem christlichen Unterrichte bei, der den schwarzen Arbeitern von einem größeren Schuljungen erteilt wird, und wobei in erster Linie die täglichen Gebete eingeübt und kurz erklärt werden. An Sonn- und Festtagen wohnte er auch der Predigt und dem Hochamte bei, sonst aber ließ er sich selten in der Kirche sehen. Es fehlte ihm fürs Christentum noch das rechte Verständnis.

Ein Vierteljahr war er bei uns gewesen, da holte ihn der Vater wieder heim. Es war eben die Zeit der Aussaat, und da gehen alljährlich viele unserer schwarzen Arbeiter nach Hause, die eigenen Felder zu bestellen. Unsere Missionäre finden das billig und recht und kommen den Eltern, falls sie in solchen Fällen um ihre Kinder bitten, bereitwilligst entgegen, soweit es nur immer sein kann. Mafukula half also dem Vater bei der Arbeit, doch nachdem alles fertig war, wollte er weder zur Missionsstation zurück, noch im heimatischen Kraale bleiben. Die Wanderlust hatte sein junges, unerfahrenes Herz ergriffen. Er fühlte sich jetzt groß und stark und wollte, wie so viele seiner Altersgenossen, nach Johannesburg, der berühmten südafrikanischen Goldstadt, gehen, wollte dort die große, schöne Welt kennen lernen, viel Geld verdienen, um dann als gemachter Mann wieder in die Heimat zurückzukehren.

Der arme Junge! Auf der benachbarten Missionsstation lag ihm das wahre Glück so nahe, doch er erkannte es nicht und suchte es daher in nebelhafter Ferne, bis ihn der Herr in die Leidenschule nahm und so in seinem Herzen das Verlangen nach der hl. Taufe und den übrigen Segnungen des katholischen Glaubens weckte.

Tausende von Kaffern wandern alljährlich den Goldfeldern Transvaals zu, mit der Gefahr, nach wenigen Monaten sittlich verdorben und leiblich gebrochen wieder in die Heimat zurückzukehren. Viele kommen überhaupt nicht mehr oder sterben auf dem Wege. So war auch unser Mafukula gesund und kräftig fortgezogen mit frohen Hoffnungen im Herzen: krank und elend, mit der Lungenschwindsucht behaftet kam er wieder. Es war ein trauriges Wiedersehen in dem armen Kafferkraal, denn hier war in der Zwischenzeit überdies noch der Tod eingetreten und hatte dem armen kranken Jungen die liebende Mutter genommen.

Wer sollte ihn nun in der Krankheit pflegen? Die Mutter war tot, der einzige Bruder befand sich in der Missionsstation zu Lourdes, der Vater aber, ein roher finsterner Heide, kümmerte sich wenig um ihn,

sondern ging Tag für Tag heute dahin, morgen dort- hin zu einem Trinkgelage, um erst am späten Abend halb oder ganz betrunken zurückzukehren. So lag nun der Aermste ohne Hilfe und Pflege in der halbzerfallenen Hütte, in die es bei schlechter Witterung von allen Seiten hereinregnete. Mafukula wurde immer schwächer und elender und fühlte, wie ihm der Tod näher und näher kam. Da gedachte er seines jüngeren Bruders in der Missionschule zu Lourdes, dachte an die glücklichen Tage, da er selbst auf den dortigen Feldern gearbeitet und in der Kirche das Wort Gottes gehört und gebetet hatte und es erwachte in ihm leb- haft das Verlangen nach der heiligen Taufe. Er wollte nicht als Heide, sondern als Christ sterben, so wie vor zwei Jahren sein älterer Bru- der. Einer liebevollen Aufnahme bei den ama-Romas (Trappisten) war er ohnehin sicher.

So machte er sich also eines Tages — der Vater wie gewöhnlich abwesend — auf den Weg nach der Missionsstation, die etwa zwei Gehstunden von seinem Kraal ent- fernt liegt. Für den todkranken aber war dies ein schrecklicher Weg. Am Morgen, kurz nach Sonnenaufgang, hatte er seine Hütte ver- lassen, und erst am späten Abend, als es schon voll- ständig dunkel war, kam er als ein wahres Jammer- bild in Lourdes an. Was er auf dem Wege alles gelitten und wie oft er aus Schwäche und Mattigkeit zusammengebrochen, weiß Gott allein.

Selbstverständlich wurde ihm auf der Station so- fort die denkbar beste Pflege zu teil. Bruder Jodok, unser Katechet, beeilte sich, ihn auf den Empfang der hl. Taufe vorzubereiten. So schwach Mafukula in leiblicher Beziehung war, so frisch und hell war er

im Geiste. Er faßte die Wahrheiten unseres hl. Glau- bens leicht und schnell und zeigte überhaupt in allem die denkbar günstigste Disposition. Weil Gefahr im Verzug war, taufte ihn der P. Missionär schon am zweiten Abend auf den Namen „Dominikus“.



Landschaft in Deutsch-Ostafrika. Bambusgebüsch.

war in der Tat hohe Zeit gewesen, denn schon in der kommenden Nacht ging Dominikus mit dem un- besleckten Kleide der Taufschuld geschmückt hinüber in die wahre, ewige Heimat. —

### Erinnerungen aus dem Missionsleben.

Von Schw. Antonie.

M. Katschitz. — Es war im Jahre 1890, als ich von meinen verehrten Obern mit mehreren andern Schwestern nach Reichenau am Polela geschickt wurde, um mich hier unter der Leitung unserer Schwester Philippine aufs Lehrfach vorzubereiten. Diese Reise wurde auf einem großen, schweren Dampfer gemacht und bot für uns Neulinge die interessantesten in Hülle und Fülle. Da jedoch eine solche Fahrt schon wiederholt in unse- rer Blättchen geschildert wurde, will ich von je- der weiteren Bemerkung hierüber Abstand nehmen.

Am Feste Christi Himmelfahrt kamen wir in Reichenau an. Doch so groß einerseits die Freude der dortigen Schwestern über unsere An- kunft war, so groß war andererseits ihre Verlegen- heit, da man kaum wußte, wie und wo man uns unterbringen sollte. Schon bisher war der Platz äußerst beschränkt gewesen, und nun kamen nochmals sieben Schwestern daher! — Man für die erste Nacht wurden wir einfach auf dem Deutscher eingartiert. Da hatten wir be- nignstens ein weiches, trockenes Lager, und für den Schlaf sorgte die Ermüdung, mit der wir nach viertägiger, beschwerlicher Reise ankamen. Am nächsten Tag wies man uns einen kleinen Raum in der Mühle als Schlafstätte an. Das war leider noch nicht ausgebaut, und zu allem Unglück fing es bald an grimmig kalt zu werden.



Garten der Mambara-Eisenbahnverwaltung zu Tanga (D. O. A.).

wozu der nahe Fluß mit dem tosenden Wasserfall nicht wenig beitrug.

Doch es sollte noch schlimmer kommen. Es fielen kalte Regentage ein. Auf den Dratensbergen und sogar auf dem benachbarten Mahaqwa lag Schnee, in unser Schlaffkammerlein aber drang das Wasser von unten und oben so stark ein, daß es zuletzt in einer Höhe von zwei Fuß am Boden stand. Wir holten nun vom nahen Fluß große Steine und Felsblöcke herein; sie dienten uns als Brücke, um zu unseren Lagerstätten zu gelangen. Doch hieß es da vorsichtig sein, denn die meisten Steine waren rund und glatt, so daß man leicht ausgleiten und ein unfreiwilliges Bad nehmen konnte. Das Bett selbst mußte uns zugleich als Lagerstätte und als Toilettenzimmer dienen. Das war alles recht hübsch und interessant und bot unserem unverwundlichen Humor endlosen Stoff zum Lachen und Scherzen; doch weniger angenehm war es, daß es nicht selten in unsere Betten hinein regnete! Als meine gute Nachbarin einmal hörte, wie gar so schwere Tropfen auf meine Bettdecke niedergingen, wollte sie mir ihren Regenschirm anbieten, glitt aber dabei auf den runden Steinen aus und fiel samt dem Schirm ins Wasser.

Ich hatte mir vor meinem Eintritt ins Kloster die hl. Armut als etwas so Großes und Schönes vorgestellt. Nun, ganz arm wollte ich sein, so wie der liebe Heiland, der nicht einmal soviel hatte, wo er sein Haupt hätte hinlegen können. Doch als ich hier im Kaffernlande in rabenschwarzer, eisigkalter Nacht als Lagerstätte ein verregnetes Bett und als Schlummerrolle nichts als ein nasses Heufissen hatte, da war es mit meinem Heroismus vorbei und ich dachte und fühlte wieder wie die gewöhnlichen Menschenkinder. Auch kam mir das Sprüchlein wieder in den Sinn, das wir als Kinder in der Schule rezitieren mußten:

„Ja mit dem Mund ist man ein Christ geschwind,  
Doch in der Tat, mein Kind, da fällt es schwer!“

Unsere verehrten Obern hätten unserem Elend nur allzugern abgeholfen; doch niemand wußte Rat. Endlich wurde für uns Lehramts-Kandidatinnen doch noch ein Winkelchen ausfindig gemacht. Es war auch nicht groß und fein, doch wenigstens trocken. Es hatte ein einziges Fensterchen, war mit Blech gedeckt und lag unmittelbar neben dem Hühnerstall. Fürs Becken brauchte da niemand zu sorgen, denn schon in aller Frühe ließen etliche sieben Hähne ohne Unterlaß ihren kräftigen Ruf erschallen und mahnten uns zu zeitigem Aufstehen. Von denn Hennen aber hatte sich eine die Freiheit genommen, in mein Bett ihr Nest zu machen. Anfangs schien mir diese Vertrautheit fast zu groß. Doch, was konnte ich machen? Hätte ich das Fensterchen geschlossen, so wären wir in dem kleinen, schwülen Hühnerhäuschen vollends ganz erstickt. So hausten wir also schön friedlich zusammen, und als Quartiergeld hinterließ mir die Henne jeden Tag ein Ei.

Viel Freude erlebten wir an den Reichenauer Schulkindern, mit denen wir Präparandinnen auch schon zeitweilig verkehren durften. Am meisten wunderte mich ihr Eifer für die Religion. In der freien Zeit sprachen sie in der Regel von dem, was sie morgens beim Religionsunterrichte gehört hatten. Dazwischen fehlte es auch an komischen Vorfällen nicht. So kam eines Tages ein Knabe mit seiner Schreibtafel daher und sagte: „Bitte, Schwester, lies das, was ich hier geschrieben habe.“ Nun hatte er aber nichts geschrieben, sondern nur nach Art der kleinen

Kinder, in wirrem Durcheinander ein paar Duzend Striche und Hacken gemacht. Als ich ihn verwundert anschaute, meinte er naiv: „Wie, du kannst das nicht lesen? Und ich schrieb doch deutsch!“ Zur Erklärung muß ich folgendes beifügen: Wenn die Kinder ein Kleidungsstück oder etwas dergleichen bedurften, so gingen sie mit ihrer Tafel zur Lehrerin, welche ihnen dann in Deutsch darauf schrieb, was sie vom Vestiarium zu bekommen sollten. Da nun unser Held diese Schrift nicht lesen konnte, glaubte er, im Deutschen dürfe man bloß einige Striche und Hacken machen, um sich zu verständigen.

Als ich mich eben recht heimisch im lieben Reichenau fühlte, kam plötzlich vom Mutterhaus her eine Order, schnell nach Mariannhill zu kommen, um die Unterklasse der dortigen Mädchenschule zu übernehmen. Die Reise ging diesmal nicht mit dem langsamen, holperigen Ochsenwagen, sondern mit einer leichteren mit zwei feurigen Röhlein bespannten Carriage. In scharfem Trab rollte das schwankende Gefährt bergauf und bergab; über Stock und Stein, hier über einen Acker und dort über ein Grasfeld, denn die Straße war nur streckenweit in gutem, d. h. fahrbarem Zustand, sodas ich jedesmal leichter aufatmete, wenn ein größerer Berg kam, wo die Pferde nur langsam vorankommen. Einmal ging es so haarscharf an einer großen, tiefen Wasserpfütze vorüber, daß ich schon fürchtete, es würden Roß und Wagen darin versinken. Uebrigens kamen wir ohne Unfall am ersten Tag nach Mariathal und am dritten nach Mariannhill.

Hier im Mutterhaus begann nun meine erste Praxis in der Kaffernschule. Die Schule war mir an sich nicht fremd, doch an wie viele Eigentümlichkeiten im Ausdruck, und an welcher sonderbare Ideen und Ansichten hatte ich mich bei meinen neuen Zöglingen zu gewöhnen! Auch waren damals die Kaffern noch viel wilder und ungezügelter als jetzt. Nicht selten kamen die Eltern und verlangten unter beständigem Schreien und Toben, vermischt mit schrecklichen Drohungen, die Kinder zurück, die ihnen heimlich aus dem Kraal entlaufen waren. Andere, namentlich die Mütter, verlegten sich aufs Klagen, Bitten und Jammern, um so die Kinder zur Rückkehr zu bewegen. So ist mir noch lebhaft ein Kaffernweib in Erinnerung, das ihr Mädchen folgendermaßen anredete: „Wie, mein Kind, mein Liebling, du willst mich also wirklich für immer verlassen, mich, deine Mutter, die dich so zärtlich liebt? Soll ich nun fortan allein in meinem Kraal sitzen und weinen und klagen, weil mein geliebtes Kind nicht mehr bei mir ist! Und wer soll mir künftig bei der Arbeit helfen, wer Wasser holen, wer den Mais mahlen und das Utsch-wala (Kaffernbier) kochen?“

Gewiß gingen dem guten Kind, das seine Mutter aufrichtig liebte, solche Reden gar sehr zu Herzen und schmerzten es viel tiefer, als die heftigen Vorwürfe des Vaters, doch es blieb in seinem Vorsatz fest. „Mutter“, sagte es gelassen, „ich bin in die Schule gegangen, um Gbtt kennen zu lernen und Christ zu werden. Ich habe dich nicht vergessen, Mutter, sondern bete jeden Tag für dich und den Vater, damit auch ihr zum Unterricht in die Kirche kommt und zugleich mit mir einmal die hl. Taufe erhaltet. Ich kann jetzt nicht mit dir gehen, sondern muß in der Schule bleiben und lernen. Später aber will ich wieder zu dir kommen und dir bei der Arbeit helfen!“

Getroßt ging die Mutter von dannen. Die schönen Worte ihres Kindes hatten einen tiefen Eindruck auf sie gemacht und brachten mit der Zeit auch die ersehnte Frucht; wie überhaupt in unserer Mission schon viele Eltern durch die in unserer Missionschule unterrichteten Kinder für den christlichen Glauben gewonnen wurden.

(Schluß folgt.)

Aus „Modernes ABC“ von P. Brors, S. J.

(Fortsetzung.)

Ueber das Fasten.

Am 4. März, mit dem Aschermittwoch dieses Jahres, beginnen die 40tägigen Fasten. Unser verweichlichtes Geschlecht, das sich keinerlei Entbehrung und Entfagung auferlegen will, sieht im Fasten immer mehr eine Forderung, der man sich auf alle Weise entziehen müsse. Da hat man allerlei Einwände zur Hand, so z. B. sagen die Weltkinder:

Das Fasten paßt nicht für unsere Zeit. Heutzutage heißt es arbeiten; wer arbeitet soll auch essen. Wer kann mir denn verbieten zu essen, was ich will und so viel ich will?

Darauf antworten wir mit dem Pater Brors in seinem „Modernes ABC“ Folgendes:

„Man sollte meinen, Christus, der Gottmensch, passe für alle Zeiten; seine Vorschriften und sein Beispiel sei für alle Zeiten ein Muster. Nun hat aber Christus, unser Heiland, sehr nachdrücklich durch sein Beispiel und durch seine Belehrung auf das Fasten hingewiesen als ein höchst wirksames gutes Werk. Es stärkt den Menschen gegen die Sünde und erhöht die Kraft des Gebetes.“

Schon die Schriften des N. B. (z. B. Tobias) sind in dieser Hinsicht voll von Lobsprüchen über das Fasten. Da nun auch unsere Zeit noch des Gebetes und des Kampfes gegen die Sünde bedarf, ist das Fasten auch für unsere Zeit noch ganz angemessen. Was Christus selbst nicht ausdrücklich befohlen hat, das hat die Kirche ihren Kindern von Zeit zu Zeit zur strengen Pflicht gemacht. Wohl nimmt sie Rücksicht auf die Reimstände und auf die größere Schwächlichkeit des Menschengeschlechtes — deshalb hat sie die ursprüngliche Strenge des Fastens bedeutend gemildert, nimmt auch Kranke und Schwache ganz davon aus; aber im allgemeinen hebt sie das Fastengebot dennoch nicht auf.

„Heutzutage heißt es arbeiten“. Ja, aber wie viel geschäftige Nichtstuererei gibt es nicht gerade heutzutage, und auch wie vielen faulen Müßiggang? Wer aber wirklich in seiner Stellung und in seinem Berufe mit anstrengender Arbeit belastet ist, die das kirchliche Fasten — ich will nicht einmal sagen, unmöglich, nein, die es zu beschwerlich machen, diejenigen nimmt die Kirche gar leicht vom Fastengebot aus; ja alle, die einen wichtigen Grund haben, können vom kirchlichen Fasten, häufig schon durch den Beichtvater, entbunden werden.

Wenn es aber bloß auf Laune ankommt, oder wenn es bloße Scheu ist, sich irgend ein Opfer aufzulegen, so ist das freilich kein Grund, der vom kirchlichen Gebot entschuldigt. So gesetlos und unbeenat von allen Schranken ist denn der Mensch, auch der Katholik

nicht. Den Anspruch zu essen, was einer will, und viel er will, ist eher eine Regel für das liebe als für einen vernünftigen Menschen: — ein künftiger Mensch weiß seine sinnlichen Lüste und Triebe des sinnlichen Wollens zu regeln und dem göttlichen und kirchlichen Gebote Folge zu leisten.

Das Kreuz am Wege.

Ein Kreuzifix sah ich am Wege ragen,  
So einsam stand es am grünen Rain,  
Ich mußt' vor ihm die Augen niederschlagen,  
Sein Anblick ging mir tief ins Herz hinein.

Wie mild hab' ich in heißen Jugendtagen  
Mich gegen mein Geschick einst aufgebaut,  
Und wollt' nicht dem Freudenkranz entfagen,  
Von dessen Rosen mir so süß geträumt!...

Indessen hat mein Gott für mich getragen  
Die Dornenkrone, wortlos, ohne Klagen.

Anna von Krane.

Ein Friedenspreis.

Vor 400 Jahren stiftete ein Vorfahre des Grafen von Essex in England einen Preis, der allen jungen Ehepaaren der Grafschaft zuertheilt werden mußte, die nach Ablauf eines Jahres beschwören könnten, daß während dieser Zeit nicht ein einziges Mal auf nur der geringste Zwist oder Wortwechsel zwischen ihnen entstanden sei. Man wäre versucht, anzunehmen, daß dieser „Friedenspreis“ schon des öfteren erkannt worden wäre. Dem ist jedoch nicht so. Erst kurzem wurde er erst zum vierten Male verteilt. Sie hätten also innerhalb vier Jahrhunderte nur vier Ehepaare der Grafschaft Essex unter Eid aussagen können, daß während 365 Tagen ihr Ehehimmel durch kein Wölkchen getrübt wurde. Zum ersten Male wurde der Preis im Jahre 1510, zum zweiten Male im Jahre 1777 und zum dritten Male im Jahre 1880 verteilt. In diesem Jahre fiel der Preis auf Maria Selet; er besteht aus — einem fetten Schwein und einem Faß Bier.



Indische Gaukler in Tanga (D. O. A.).

# St. Josephsgärtchen.

## Die hl. Mutter Anna in der Krippenhöhle zu Bethlehem.

Anna sandte mehrmals Knechte mit Gaben, Nahrungsmitteln und Gerätschaften in die Krippenhöhle nach Bethlehem. Sie hatte Gesichte und Offenbarungen über die Geburt Jesu gehabt. Was sie schickte, wurde aber von Maria und Josef größtenteils wieder an Arme verteilt.

Einmal schickte Anna ein schönes Körbchen mit Früchten und frischen, großen Rosen, welche in die Früchte eingesteckt waren. Diese Rosen waren blässer, als die unrigen, schier fleischfarbig, auch gelbe und weiße waren darunter. Maria freute sich sehr darüber und stellte das Körbchen neben sich.

Später kam Anna in Begleitung eines Knechtes selber zur Krippenhöhle. O, wie groß war ihre Freude und Rührung, als sie das Jesukind, das ihr freundlich die Arme entgegenstreckte, auf die Arme nahm. Maria erzählte ihr alles wie der Elisabeth. Anna weinte mit Maria, und dies alles ward von Liebesungen des Jesukindes unterbrochen.



Böhms Kunstverlag München.  
Hl. Joseph.

Anna hatte für Maria und das Jesukind wieder allerlei mitgebracht, namentlich Decken und Binden; aber es blieb doch alles ärmlich in der Krippenhöhle, weil Maria alles, was irgendwie entbehrlich war, gleich selber herbrachte.

Sie erzählte auch der hl. Mutter Anna, daß die drei Könige aus dem Morgenland nahe seien, daß sie reiche Geschenke bringen und dies ein großes Aufsehen machen würde. Anna will daher, so lange die Könige da sein werden, zu ihrer Schwester gehen, welche einige Stunden von hier entfernt wohnt, und wird erst nach der Abreise der Könige wieder zurückkommen.

Ich sah auch, daß der hl. Josef anfing, die Krippenhöhle und die daranstoßenden Grotten auszuräumen, um sich auf die Ankunft der Könige vorzubereiten.

Auf, laßet die hl. Anna uns ehren,  
Durch sie wurde Heil uns und Segen zuteil,  
War sie ja die Mutter der Jungfrau, der hehren,  
Die allen gar wunderbar brachte das Heil.

O hl. Anna, wie soll ich dich loben,  
Du vom Allerhöchsten so herrlich geehrt,  
Zur Großmutter Christi bist du erhoben,  
Die Tochter dein uns den Erlöser beschert.

O hl. Mutter, die jene erzogen,  
Die glorreich nun herrschet auf himmlischem Thron,  
Die Tochter auch mache uns gnädig gewogen,  
Führ' mit ihr uns alle zum göttlichen Sohn!



Böhms Kunstverlag München.  
Hl. Benedikt.

## Ein Brief an die Mutter Gottes.

Der kleine Johannes zählte 6 Jahre. Er trug ein altes dünnes Röckchen und eine auf beiden Seiten zerrissene Dose. Sein blondes, lockiges Haar hing in solcher Fülle auf die Schultern herab, daß es fast erreicht hätte, zwei Mädchenköpfe damit zu schmücken. Er besaß ein paar große, blaue Augen, welche zuweilen zu lächeln versuchten, obgleich sie, ach, schon so viel geweint hatten! Der kleine Kittel war ursprünglich elegant gewesen, nun aber ganz zerfetzt und zerrissen. Am rechten Fuß trug er einen Frauenschuh, am linken einen Knabentiefel, beide viel zu lang und zu weit für ihn, dazu voller Löcher und vorn wie Schnabelschuhe aufstehend, während hinten die Absätze fehlten.

Es froh und hungerte den kleinen Schelm, denn es war ein kalter Winterabend, und er hatte seit gestern

nichts mehr genossen. Wer aber sollte ihm etwas geben, wen hätte er in der großen Seinestadt, wo einer an dem andern kalt und fremd vorüberzugehen pflegt, um Brot und Obdach anzusprechen können? Ein Weilchen dachte der arme Kleine nach; dann kam er plötzlich auf einen glücklichen Einfall. Er wollte sich an die Mutter Gottes wenden, von deren hilfsreicher Güte er schon soviel gehört hatte; er wollte einen Brief an sie schreiben. Aber wie sollte er, der weder schreiben noch lesen konnte, das anfangen? Wir müssen also der Geschichte dieses Briefes nachspüren.

Einige Straßen weiter, in dem Viertel, welches man Gros-Caillou nennt, am Eingang einer Allee und nicht weit von der Esplanade, besand sich die Bude eines sogenannten „öffentlichen Schreibers.“ Dieser Schreiber war ein alter, brunniger Soldat, der zwar nicht gerade viel Religion hatte, aber doch ein gutmütiger Kerl war. Auch war er nicht reich und zu seinem Unglück nicht gebrechlich genug, um ins Invalidenhaus aufgenommen werden zu können. Deshalb suchte er sich seinen Lebensunterhalt auf sonstige Weise zu verdienen.

Der kleine Johannes erblickte den Mann durch die Scheiben seiner Bude, wie er, auf Kundtschaft wartend, da saß, sich an seinem Deschen wärmte und sein Pfeifchen dazu rauchte.

Ohne sich lange zu besinnen, trat er bei ihm ein und begrüßte ihn freundlich: „Guten Tag, mein Herr! Ich wollte mir einen Brief schreiben lassen.“

„Das kostet zehn Sous (Kreuzer),“ erwiderte der alte Soldat, den wir Vater Bouin nennen wollen. Denn so hieß dieser Brave, der ehemals vielleicht den hunderttausendsten Teil zu dem Ruhme irgend eines Feldmarschalls von Frankreich beigetragen hatte. Der Knabe besaß keine Kopfbedeckung, sonst hätte er sie abgenommen. So sagte er denn höflich: „O, dann entschuldigen Sie, daß ich Sie gestört habe.“ Mit diesen Worten öffnete er die Türe, um sich zu entfernen. Der Invalide aber, dem der artige Kleine gefiel, hielt ihn mit der Frage zurück: „Bist du das Kind eines Soldaten?“ — „Nein,“ antwortete der kleine Johannes, „ich bin das Kind meiner Mutter.“ Der alte Soldat lächelte. „Schön,“ sagte er, „und du hast keine zehn Sous in deinem Besitz?“ — „Ach, nein, ich habe kein Geld.“ — „Deine Mutter auch nicht? Dann wollen wir sehen, was sich tun läßt. Es soll wohl ein Bittschreiben um Unterstützung sein, damit Ihr Euch wieder einmal eine Suppe kochen könnt, he, Kleiner?“ — „Jawohl,“ antwortete der Knabe. — „So komm her, ich will dir den Brief umsonst schreiben. Um der paar Zeilen und des halben Blattes Papier willen werde ich nicht gerade ärmer.“

Der Kleine trat freudig näher. Vater Bouin legte sein Papier zurecht, tauchte die Feder ins Tintenfäß und schrieb mit mächtigen, groben Zügen die Worte nieder: „Paris, den 17. Januar 1857.“ Darunter in eine neue Zeile: „Geehrter Herr . . .“

„Wie heißt der Herr, Kleiner?“ — „Welcher Herr?“ fragte das Kind erstaunt. — „Zum Kukuck! Welcher Herr!“ polterte der Soldat. „Der Herr, an den du schreiben willst.“ — Diesmal verstand das Kind den Alten sofort und antwortete: „Es ist kein Herr.“ — „Nun denn, eine Dame!“ — „Ja . . . nein . . . das heißt . . .“ „Donnerwetter!“ rief der alte Soldat ärgerlich. „Du weißt nicht einmal, an wen du schreiben willst?“ — „O doch!“ erwiderte der Knabe zaghaft.

— „So sage es mir und das schnell!“ — Der kleine Johannes erröthete tief. Es war gerade nichts angenehmes, sich in einer so delikaten Angelegenheit an einen öffentlichen Schreiber wenden zu müssen. Aber er faßte sein Herzchen in beide Hände und sagte entschlossen: „Ich will an die Mutter Gottes schreiben.“

Der alte Soldat fing bei dieser Rede des Kindes nicht an zu lachen. Er legte nur seine Feder nieder, nahm die Pfeife aus dem Munde, und sagte ernst: „Du Knirps, ich will nicht hoffen, daß du die Pfeife hast, einen alten Mann zum besten zu halten. Du bist mir zu klein, um dich zu ohrfeigen. Aber rechthamler, mach', daß du hinauskommst!“

Der arme Johannes gehorchte und wandte sich auf dem Absatz um, ich meine, auf den Fersen seinen Füßchen, denn seine Schuhe hatten ja keine Absatz mehr. Als der Invalide zum zweitenmale sah, wie sanft und folgjam das Kind sich benahm, betrachtete er es ein Weilchen genauer.

„Alle Wetter,“ brummte er, „was für bittere Armut gibt es doch in diesem großen Paris! Wie heißt du denn, Kerlchen?“ wandte er sich etwas freundlicher an den Kleinen. — „Ich heiße Johannes.“ — „Johannes? Und wie noch mehr?“ — „Nur Johannes.“

Vater Bouin fühlte in diesem Augenblick ein verdächtiges Brennen in seinen Augen, aber er unterdrückte die aufsteigende Gemütsbewegung schnell, indem er fragte: „Und was willst du der Mutter Gottes denn schreiben?“

„Ich will ihr sagen, daß meine Mutter seit gestern nachmittag vier Uhr schläft, und die Jungfrau Maria bitten, sie doch aufzuwecken, wenn sie so gar kein will. Denn ich kann sie gar nicht mehr wecken.“ — Die Brust des alten Soldaten hob und senkte sich heftig. Er schien das Gehörte aber nicht fassen zu wollen, sondern fragte weiter: „Was sagst du vorhin doch von der Suppe?“ — „Daß wir sie nicht nötig haben,“ antwortete das Kind. „Ehe die Mutter einschläft, gab sie mir das letzte Stück Brot, das mir noch besaßen.“ — „Und was hatte sie selbst gegessen?“ — „Sie sagte schon seit zwei Tagen, sie habe keinen Hunger.“ — „Was tatest du denn, um sie aufzuwecken?“ — „O, ich machte es wie alle Tage morgens, ich bin zu ihr gegangen und habe ihr einen Kuss gegeben.“ — „Nimmte sie da noch?“ — Der kleine Johannes lächelte, und dieses Lächeln verschönerte sein feines, blaßes Gesichtchen ungemein. „Ich weiß es nicht,“ gab er zur Antwort. „Nimmte man denn nicht immer?“

Der alte Invalide wandte den Kopf auf die Seite, weil ihm die dicken Tränen jetzt über die Wangen liefen, und beantwortete diese Frage nicht, sondern sagte mit leise bebender Stimme: „Ist dir nichts an gefallen, als du deine Mutter küßtest?“ — „Doch, sie war so kalt! Aber es ist immer kalt bei uns.“ — „Und deine Mutter zitterte vor Kälte, nicht wahr?“ — „Nein, nicht im geringsten. Aber sie sah so schön aus, so schön! Ihre beiden Hände, die sich gar nicht bewegten, lagen auf der Brust gekreuzt und waren schneeweiß. Ihr Kopf lag weit nach hinten über die Rippen hinaus, und ihre Augen waren halb geschlossen, so daß es fast ausah, als ob sie nach dem Himmel blickte.“ — Während der Kleine also sprach, wandte Vater Bouin: „Und ich Undankbarer habe die Mutter beneidet, ich, der ich doch immer noch reichlich

essen und zu trinken habe, während dieses arme Weib vor Hunger umgekommen ist!"

Er rief das Kind näher herbei, hob es auf seine Arme und sagte in sanftem Tone zu ihm: „Kleiner, dein Brief ist fertig, schon abgeschickt und auch gut angekommen. Führe mich jetzt zu deiner Mutter.“ — „Herrn. Aber warum weinst du?“ fragte Johannes erschauert. — „Ich weine nicht“, antwortete der alte Soldat, zog den Knaben zu sich und küßte ihn, während die heißen Tränen, welche auf das Kind niederfielen, ihn Nügen strafte. „Armer Schelm, du selbst wirst bald weinen. Doch sei ruhig, ich liebe dich schon, als ob du mein Söhnchen wärest. Siehst du, ich hatte auch einmal eine Mutter. Das ist freilich schon lange her, aber jetzt sehe ich sie über deine Gestalt hinweg wieder vor mir, wie sie auf ihrem Sterbebette liegt und zu mir spricht: „Mein Sohn, bleibe immer ein rechtschaffener Mensch und ein guter Christ!“ Ein Bild der allerjüngsten Jungfrau hing damals über ihrem Lager und die Mutter Gottes auf diesem Bilde, das ich so lieb hatte, lächelte auf mich herab. Ach, es fällt mir jetzt schwer auf die Seele! Ich bin wohl ein braver Kerl geblieben, aber kein guter Christ!“

Dann stand der alte Soldat auf, wobei er das Kind noch immer auf seinen Armen hielt. Wiederholt drückte er es ans Herz und, als ob er mit einem unsichtbaren Wesen spräche, fügte er hinzu: „Hier, gute, alte Mutter! Jetzt sollst du mit mir zufrieden sein.

Mögen die Menschen über mich lachen und spotten, wenn sie wollen. Wo du nun bist, da will auch ich hinkommen, und ich gedenke, diesen armen Kleinen mitzunehmen. Er soll mich nie mehr verlassen, weil sein merkwürdiger Brief, der nicht einmal geschrieben worden ist, einen doppelten Erfolg gehabt, indem er ihm einen Vater und mir den Glauben zurückgegeben hat.“

Das ist die Geschichte des Briefes, den der kleine Johannes an die Mutter Gottes schreiben wollte. Seine arme, im tiefsten Elend gestorbene Mutter wurde allerdings nicht wieder zum Leben erweckt. Ich weiß auch nicht, wer sie war, noch kenne ich die Geschichte ihres Lebens.

In einer gewissen Straße von Paris lebt jedoch heute ein noch junger Mann, auch ein „öffentlicher Schreiber“, aber nicht in einer armeneligen Bude wie sein Vater Bouin. Er gibt vielmehr selbst Bücher und Schriften heraus, und sein Name hat einen guten Klang. Vater Bouin ist nun ein hochbetagter, glücklicher Greis, immer noch ein rechtschaffener Mensch und jetzt dazu auch ein guter Christ. Er sonnt sich in dem Ruhme seines „Kleinen“, wie er seinen berühmten Pflegeohn manchmal noch nennt, und er ist es, der mir diese Geschichte erzählt hat, indem er dabei bemerkte: „Ich weiß nicht, welcher Briefträger derartige Briefe bestellt, aber sie gelangen sicher an ihre Adresse im Himmel!“

## Zur Unterhaltung und Belehrung.

### Aus Tschakas blutigen Tagen.

(Fortsetzung.)

Baleka sprang, als sie sah, was hier vorging, beim Schlupfloch hinaus, und eilte, bevor die außen stehenden Soldaten Zeit fanden, sie aufzuhalten, blickte schnell dem Engrossemi (Harem) zu, wo sie bewußtlos zusammenbrach. Musa aber, mein armer Sohn, blieb wie versteinert an der Mauer stehen, und auch ihn rief Tschaka, da er ihn für seinen eigenen Sohn hielt, eigenhändig nieder.

Dann ging er hinaus, rief eine Abteilung Soldaten herbei und befahl ihnen, meinen Kraal anzuzünden. Sie taten es. Jeden, der herauskam, stachen sie erbarmungslos nieder, wer aber drinnen blieb, kam schließlich im Feuer um. So verlor ich in einer Stunde all' meine Weiber und Kinder. Der Baum ward verbrannt und die Birnen in ihm, ich allein blieb übrig, ich und Nada und Makropha, die in weiter Ferne waren.

Doch damit war der Blutdurst des grimmigen Tschaka noch nicht gestillt. Er schickte, wie bereits erwähnt, Boten aus, die auch Makropha, Nada und Umschlopogaas töten sollten. Mich aber sollten sie lebendig zu ihm bringen. Mein Vater, es stiegen in jener Stunde schwere Gedanken in mir auf. Ich war des Lebens überdrüssig geworden. In meinem Gürtel trug ich eine geheime Medizin; wer sie nimmt, den brennt keine Sonne mehr auf Erden, und dem

leuchtet kein Stern mehr am nächtlichen Himmel. Schon hatte ich die bittere Wurzel auf der Zunge, da gedachte ich Nadas und Makrophas, sowie meiner Schwester Baleka, welche der König aus mir unbekanntem Grunde nicht hatte töten lassen. Auch kam mir der Gedanke, daß, wenn ich jetzt stirbe, kein Rächer mehr auf Erden wäre für den grausamen Mord all' meiner Lieben. So nahm ich also das Gift wieder aus dem Munde und beschloß, in Ruhe und Fassung das Kommende abzuwarten.

Als ich mit den Soldaten beim Königskraal ankam, war es Nacht; die Sonne war eben untergegangen, als wir das große Tor passierten. Dennoch meldete mich der Anführer der Truppe sofort beim Könige an, und dieser befahl, mich vor ihn zu bringen.

„Er war mein Leibarzt“, sagte er, „und ich will ihm sagen, wie ich inzwischen seine Leute in die Kur genommen habe.“

Man führte mich zum Königskraal, band mir die Füße und schob mich durchs Schlupfloch hinein. In der Hütte brannte ein Feuer, denn es war kalt, und Tschaka saß jenseits der Feuerstelle ganz in Rauch gehüllt. Das aufflackernde Feuer beleuchtete seine riesenhafte Gestalt und ich sah, wie seine Augen in urheimlichem Glanze leuchteten. Einige Räte des Königs saßen an beiden Armen und zerrten mich zur Feuerstelle. Ich warf mich zur Erde nieder und bot Tschaka den königlichen Gruß. Die Räte wollten

mir das wehren, doch Tschaka sprach: „Laßt ihn, ich habe mit meinem Sklaven zu reden.“

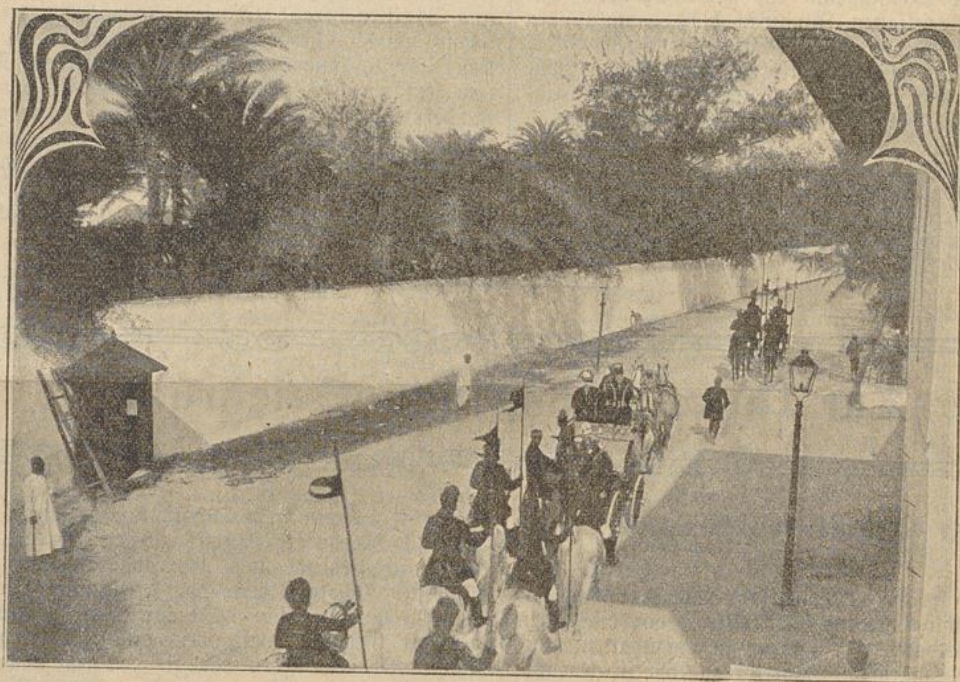
Wie ich nun dem König so gegenüberfaß, nur durch das Feuer von ihm getrennt, begann er mit lauernden Blicken: „Erzähle mir, Mopo, Sohn des Makedama, wie steht es denn mit dem Vieh, zu dessen Zählung ich dich aus sandte. Wieviel Stück sind es, welche Eigenschaften hat jedes einzelne, sag' mir alles genau.“

Ich begann nun die Herde zu schildern, jeden Ochsen, jede Kuh und alles Jungvieh, Stück für Stück und überging dabei auch nicht eines. Tschaka aber saß da und tat, als ob er schlief. In Wahrheit aber beobachtete er mich genau, wie ich aus dem zeitweiligen Blinzeln seiner Augen erkannte. Offenbar wollte er mich nur möglichst lang auf die Folter spannen. Endlich war ich mit meiner Beschreibung fertig.

„So, du hast also davon gehört? Alles scheint du aber doch nicht zu wissen. Weißt du auch, daß jene war, die mir das Leben gab, und die man allgemal die Sonnenmutter nannte?“

Da gab mir mein guter Geist einen weisen Gedanken ein, denn ich warf mich alsbald zur Erde nieder und rief laut aus wie in übergroßem Schmerz: „Beschone mich mit solcher Kunde, schwarzer Fürst! Ach, was mußte ich hören? Also die Mutter des Löwen der Sulus ist tot! Ach, welch' ein Verlust! An allen übrigen läge ja nichts; sie sind wie ein leerer Windhauch und wie ein Tröpflein Wasser. Doch meine Trauer um die Sonnenmutter ist groß wie das Meer!“

„Schon gut, schon gut, du alter Fuchs“, sprach mit spöttischer Miene Tschaka. „Ich muß offen stehen, das hast du gut gemacht! Fürwahr, hättest



Der Sultan auf der Spaziersfahrt in Sansibar.

„Nun gut“, sagte darauf der König, „ich sehe, es gibt doch noch ehrliche Leute im Land. Mopo, weißt du schon, was sich in deinem Haus zugetragen hat, während du in Geschäften abwesend warst?“

„Ich habe davon gehört“, erwiderte ich in einem Tone, als handle es sich um eine Kleinigkeit.

„Ja, Mopo, dein Haus hat schwere Trauer befallen. Des Himmels Fluch kam über dasselbe. Ich hörte, Feuer fiel vom Himmel herab und fraß all' deine Hütten kurzweg auf.“

„Ich hab' auch so gehört, mein Herr und König.“

„Auch sagt man, alle Leute darin seien beim Anblick des Feuers ganz außer sich gewesen, statt an Rettung zu denken, stießen sie einfach einander selber nieder oder sprangen freiwillig in die Flammen.“

„Hab auch davon gehört, o König., Doch, was macht es? Jeder Bach ist tief genug, um einen Narren zu erlösen.“

du anders gehandelt, d. h. hättest du über den Verlust deiner Angehörigen geklagt, über den Tod meiner Mutter aber nicht getrauert, so hättest du heute noch, glaub' es mir, Mopo, blutige Tränen geweint. So aber hast du die Probe nicht übel bestanden.“

Jetzt sah ich erst, wie tief die Grube war, die mir Tschaka gegraben und ich pries innerlich meinen guten Geist, der mir die rechten Worte eingegeben. Ich hoffte, der König würde mich nun gehen lassen, doch da hatte ich mich arg verrechnet, denn all' das Bisherige war erst der Anfang meiner Prüfung.

„Mopo“, sagte der König, „weißt du schon, daß meine Mutter damals, als sie in den Flammen deines brennenden Kraals stand, gar eigentümliche, furchterregende Rufe ausstieß, die mitten aus der prasselnden Flamme zu meinem Ohre drangen? Der Sinn jener Worte war, daß du, Mopo, deine Stiefschwester Valata und deine Frauen sich verschworen hätten, mir, der ich kinderlos sein wollte, einen Sohn aufzuziehen. Sag

mir nun, Mopo, wo sind denn gegenwärtig jene Kinder, welche du aus deinem Kraale führtest, jener Senabe mit den Löwenaugen, den man Umschlopogaaß heißt, und Nada, das schöne Mädchen?"

„Umschlopogaaß ist tot, o König, gefressen von einer Löwin; Nada aber liegt in einer Höhle des fernen Swasilandes“, sagte ich und erzählte ihm hierauf den Tod des Umschlopogaaß, meines Hegejöhnes, und die Entführung Matrophas, meines Weibes.

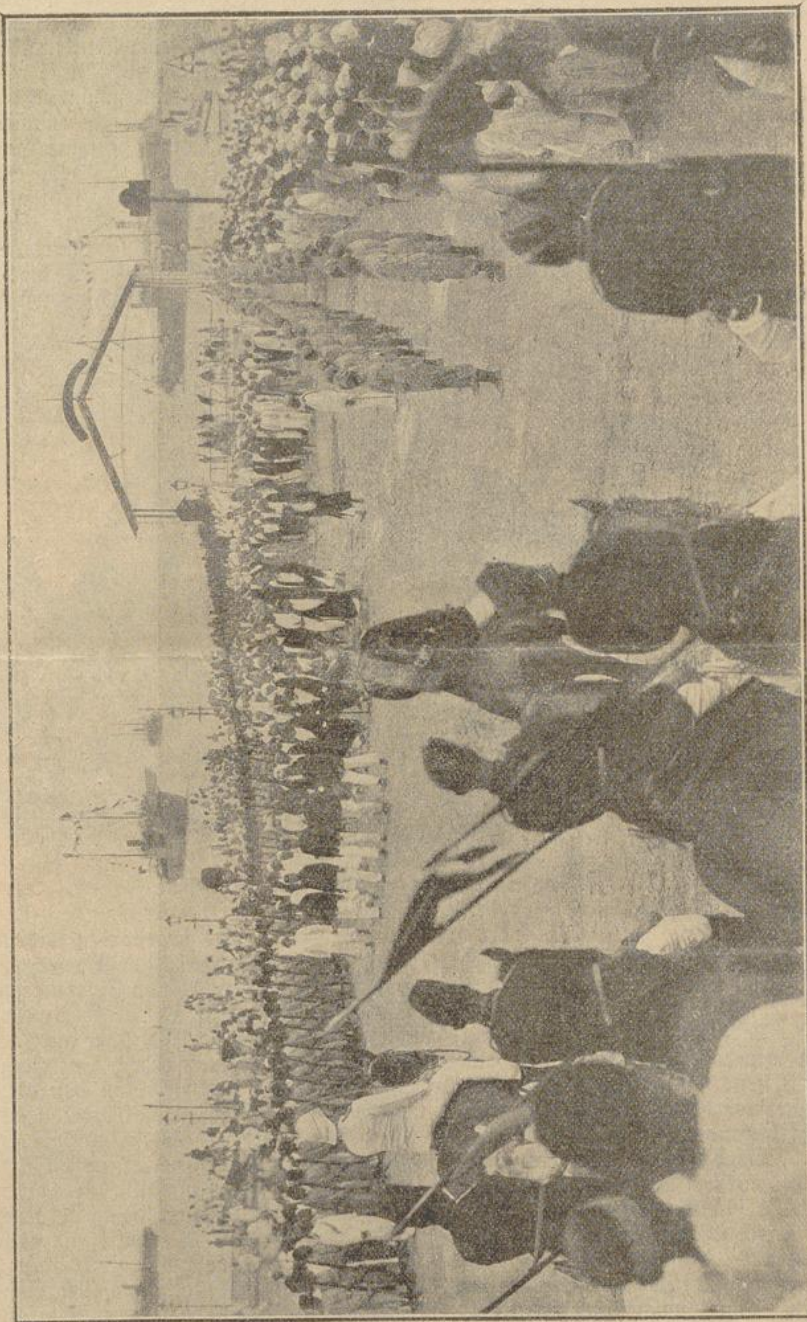
„Merkwürdig, höchst merkwürdig“, erwiderte der König, „also den Löwenäugigen Jungen fraß eine Löwin! Doch kein Wort mehr von ihm; die Hauptsache ist, daß er tot ist. Es könnte übrigens nicht schaden, wenn man auch dem Mädchen in dem fernen Swasiland einem Affegai zu küßsen gäbe. Das Traurigste bleibt immer, daß meine arme, gute Mutter nun tot ist. Mopo, sag mir aufrichtig, was hältst du von jenen Worten, die sie sterbend mitten in den Feuerflammen ausstieß? Sind sie vielleicht wahr?“

„Nein, mein Herr und König! Gewiß war die Sonnenmutter im Uebermaße ihrer Schmerzen ganz von Sinnen, als sie die sonderbaren Worte sprach. Denn ich, ich weiß nichts, absolut nichts davon!“

„So, du weißt nichts davon?“ entgegnete Tschaka und starrte mich dabei mit seinen furchtbaren Augen durch die Feuerflammen hindurch forschend an. Du weißt nichts davon? Mopo, nicht wahr, dich frieret sehr. Ich sehe es deutlich, deine Hände zittern vor Kälte. Komm, Mopo, tue nicht so schüchtern, komm, wärme dich! Sieh, da stecke deine Hand ein wenig ins Feuerchen herein!“ und damit legte Tschaka mit der Spitze seines Affegais mitten in die rote Feuerflut, wo es am intensivsten brannte.

Da, mein Vater, überließ es mich buchstäblich mit schüttelnden Schaudern! Ich erkannte mit Schrecken, der König wollte mich der furchtbaren Feuerprobe aussetzen! Eine Weile saß ich vor Entsetzen sprachlos da; nun begann Tschaka mit teuflischem Lächeln wieder:

„Weshalb denn so schüchtern, mein lieber, guter Mopo? Soll denn ich hier am warmen Feuer sitzen, während es dich schüttelt vor Frost? Wie du zögerst noch immer? Kommt, meine getreuen Räte, nehmt die Hand des verschämten Mopo, und haltet sie in die Flammen, damit er deren wohlthuende Wärme fühle,



Ankunft des neuen Sultans Seyid Ali Bin Hamoud in Sansibar.

indessen wir von dem Kinde reden, von dem meine gute Mutter sprach, als sie in den Feuerflammen starb.“

Nun galt es, fest und mutig zu handeln, denn ich sah, wie die Räte sich erhoben, des Königs Befehl zu vollziehen. „Vielen Dank für die königliche

Guld,<sup>2</sup> rief ich aus, „ja ich will an diesem Feuer mich wärmen! Beginn nur dein Verhör, o König! Ich halte inzwischen die Hand über die Flamme, und du wirst sehen, daß mein Mund die lautere Wahrheit spricht!“

Bei diesen Worten streckte ich meine linke Hand aus und hielt sie über die Flamme, nicht in dieselbe. Sie war feucht vom Angstschweiß, sodaß ich anfangs die züngelnde Flamme nicht sonderlich fühlte; bald aber merkte ich, daß die Pein zu wirken begann.

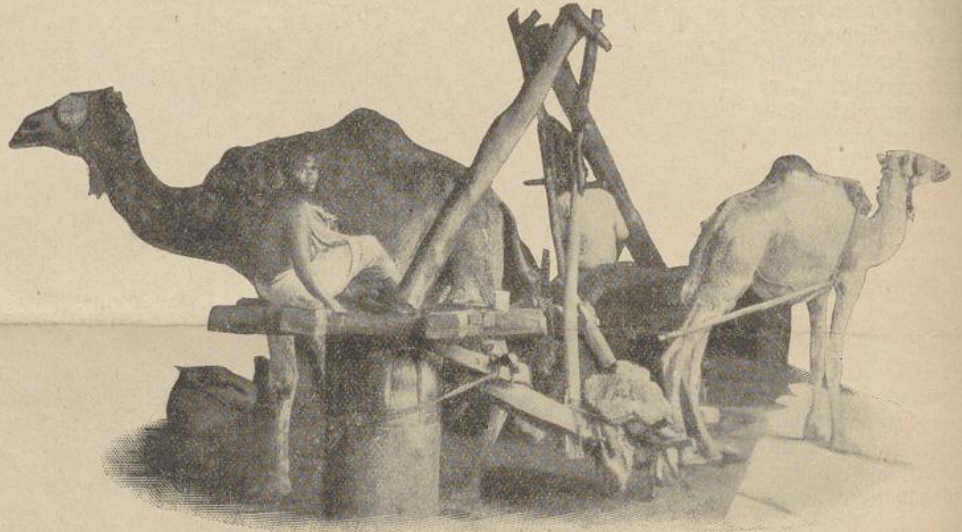
Tschaka sah mich lächelnd an, dann sprach er langsam, langsam, damit ja das Feuer Zeit gewinne, gründlich sein grausames Werk zu tun: „Mopo, wie sag mir, weißt du wirklich nichts von einem Sohne, den Valeka, deine Schwester, mir geboren?“

„Ich weiß nur das Eine, daß Valeka, dein Weib, vor Jahren einmal ein Kind gebar. Dieses aber habe ich deinem Befehle getreu umgebracht, und habe dir auch dessen toten Leib gezeigt.“

Weile, — und ach, die wenigen Augenblicke erlösen mich so lang, wie alle Jahre meines ganzen Lebens zusammen genommen — da begann endlich der König:

„Nun, Mopo, ich sehe, daß es dir allmählich weh wird. Zieh nun deine Hand aus der Flamme. Du hast die Probe bestanden, dein Herz ist rein. Du wärest eine Lüge in deinem Herzen verborgen gewesen, das Feuer hätte sie reden gemacht, und wir hätten deine letzte Musik gehört, Mopo!“

Nun nahm ich die Hand aus dem Feuer, was für einige Augenblicke der Schmerz nachließ. Das Feuer hatte keine Gewalt über jene, deren Herz rein ist“, sagte ich gelassen. Dabei blickte ich nach meiner linken Hand, und ach, mein Vater, sie war schon wie ein verkohlter Stecken, und die Nägel waren von den verstümmelten Fingerspitzen gefallen. Ich sah noch sieht man die Folgen davon. Ich bin blind, du aber wirst sehen, daß meine Linke weh



Oelmühle in Sanfiba.

Inzwischen hatte nun aber die Flamme den Schweiß an meiner Hand aufgezehrt und ich fühlte, wie sich das Feuer einfräß in mein Fleisch und mir mit wachsender Intensivität unsägliche Peinen bereitete. Doch ich verzog keine Miene, wußte ich doch, daß mir das geringste Zeichen eines Schmerzes und der leiseste Laut als Beweis meiner Schuld anzurechnen wurde; denn ich hätte dann die Feuerprobe nicht bestanden.

„Mopo“, begann der König nun wieder: „kannst du bei meinem Haupte schwören, daß in deinem Kraal niemals ein Sohn von mir aufgezogen wurde?“

„Ich schwöre es, o König, schwöre es bei deinem Haupte!“

Und nun, mein Vater, waren die Peinen in meiner Hand namenlose geworden. Die Augen hingen mir aus den Höhlen und es war mir, als brenne und koche mir das Blut in den Adern! Siedendheiß stieg es mir zum Kopfe auf, und über mein Angesicht rannen — zwei blutige Tränen! Dennoch hielt ich stumm und regungslos die Hand im Feuer. Der König aber und seine Räte beobachteten mich mit höchster Neugierde. Noch wartete Tschaka noch eine

und abgestorben und voll Runzeln. Meine Linke war tot, doch die Rechte war mir geliebt, und ich mußte von ihr noch einen recht ausgiebigen Gebrauch machen. Und ich tat es in der Folge auch.

„Nun, wie mir scheint, hat Nobela, die alte Wahrsagerin, doch Unrecht gehabt, als sie mir prophezeigte, daß mir einst von dir, Mopo, Böses zustößen würde. Ich fuhr Tschaka fort. „Es scheint also, daß ihr beide, du und Valeka, unschuldig seid in diesem Stück. Das ist übrigens dein Glück, Mopo, denn ich sage dir, daß in diesem Falle hätte dir mein früherer Eid nicht gegolten.“ — Doch meine Mutter, meine arme, gute Mutter, die ich so liebte, war tot, elendiglich im Feuer verbrannt, samt all den Kindern und Weibern, und zwar durch Zauberei. Mopo, wir wollen eine Totenklage anstimmen, die ich, wie man sie noch nie gehört hat im Sululand, denn alles Volk im ganzen Land soll mit uns weinen an jenem Tage. Und mit dieser Totenklage wollen wir zugleich eine Hexenjagd verbinden, Mopo, werden wir keine Wahrsager dazu einladen, sondern ich und du wollen die Wahrsager machen und werden persönlich jene ausrichten, die solches Leid über uns gebracht haben! Denn fürwahr, nicht ungerührt

Mutter bleiben, sie, die mir einst das Leben  
und die nun elendiglich ihr Leben einbüßte durch  
Schlagflist und Zauberei. Nicht ungerächt sollen auch

der existierenden Ueberlandzentralen darstellen wird.  
Die Ausführung dürfte, nach dem bisherigen Verlaufe  
der zwischen den deutschen und englischen Interessenten  
geführten Verhandlungen zu schließen, der Allgemeinen Elek-  
trizitäts-Gesellschaft übertragen werden, doch ist eine Beteiligung  
der Siemens-Schuckertwerke für den Fall der Verwirklichung die-  
ses großartigen Projektes gleich-  
falls nicht unwahrscheinlich.

Der Gedanke, den Bedarf des  
südafrikanischen Minengebietes an  
Elektrizität unter Benutzung der  
gewaltigen Kräfte des Zambesi zu  
decken, ist bekanntlich nicht neue-  
ren Datums. Das Verdienst, die-  
sem Projekt zuerst näher getreten  
zu sein, gebührt dem African  
Concessions Syndicate, welches  
in innigster Verbindung zu der  
Chartered Co. steht. In der letz-  
ten ausgangs November v. Jz.  
abgehaltenen Generalversamm-  
lung der Chartered Co. wurden,  
wie wir auch damals meldeten,  
die ersten Mitteilungen über die  
geplante Kraftverwendung des

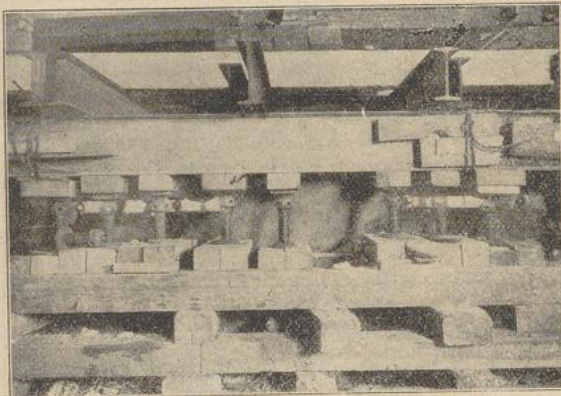


Ein Meisterwerk amerikanischer Technik: Die Versekung des Montauk-Theaters in Brooklyn.

weibene deine Weiber und Kinder, denn sie waren un-  
schuldig wie du!

Und nun geh fort, Mopo, mein getreuer Unter-  
tan, geh' fort, der du heute die Ehre meines Herd-  
es genossen hast!" Und dabei starrte er mich mit  
seinen großen, schwarzen Augen unheimlich durch  
den Feuerqualm an und deutete mit seinen Hsegai nach  
dem Ausgang der Hütte.

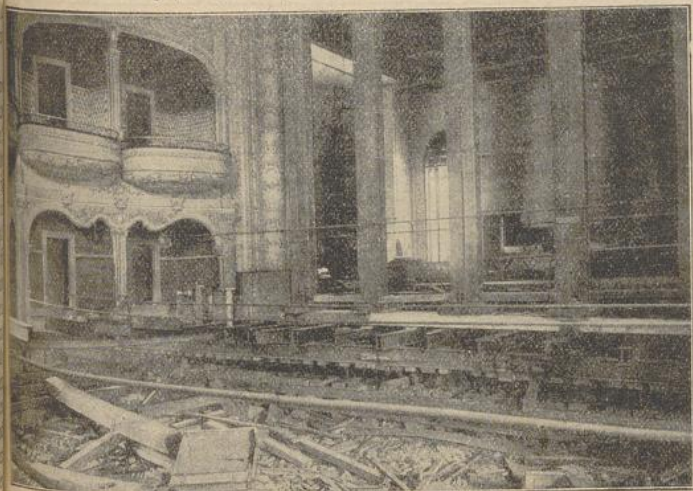
(Fortsetzung folgt.)



Das Transportgerüst, auf dem das Brooklyn-  
Montauk-Theater nach seinem neuen Be-  
stimmungsort befördert wird.

### Ein Elektrizitätswerk in Südafrika.

Wie wir in diesen Tagen mitteilten, wird für das  
südafrikanische Minengebiet unter Ausnützung der  
Wasserkräfte der Vittoria-Fälle die Errichtung eines  
Elektrizitätswerkes geplant, welches sich als die größte



Der gepflügte Zuschauerraum des Brooklyn-  
Montauk-Theater während der Versekung.

Zambeje beziehentlich der Vittoria-  
fälle gemacht. Die intellektuellen Ur-  
heber des Planes sind danach der Vor-  
sitzende der African Concessions Syn-  
dicate Mr. W. A. Wills und der Di-  
rektor der Chartered Co. Mr. G. Wil-  
son Fox, welcher gleichzeitig die In-  
teressen dieser Gesellschaft als Mitdi-  
rektor beim Syndikat vertritt. Diese  
beiden Herren wurden mit der Auf-  
gabe betraut, sich mit hervorragenden  
Ausführern von ähnlichen Unterneh-  
mungen über die Möglichkeit und Art  
der Ausführung ins Einvernehmen zu  
setzen; als wichtigste Frage nach der  
Entscheidung über die Durchführbar-  
keit des Planes kam zunächst in Be-  
tracht, ob es besser sei, für eine so

weite Uebertragung das System des Wechselstromes oder das des Gleichstromes zur Anwendung zu bringen.

Die beiden Herren machten sich auf den Weg, um in anderen Ländern Unternehmungen gleicher Art zu beabsichtigen und mit den dieselben ausführenden Ingenieuren zu beraten.

Die damaligen Verhandlungen haben anscheinend nicht zu dem erstrebten Erfolge geführt, da an die Stelle jener hinzugezogenen Persönlichkeiten nunmehr deutsche Fachleute und deutsche Unternehmungen getreten sind. Für die Bedeutung des Unternehmens, dessen Einzelheiten demnächst bekannt gegeben werden sollen, spricht der Umstand, daß die verfügbare Kraft aus den Viktoriafällen auf 500 000 HP oder unter Mitbenutzung der Siomafälle durch Anlegung eines Kanals etwa 16 Meilen stromabwärts auf 1 000 000 HP festgestellt worden ist. Für den gesamten Betrieb aller Rand-Minen aber würden etwa 150 000 HP genügen.

Das Schwein. Der „Frankfurter Zeitung“ wird folgender Schulaufsatz aus Württemberg zugesandt: Das Schwein. Das Schwein ist ein großes und ein kleines Tier, je nachdem! Es ist auch ein borstiges Tier, und will oft nicht in den Stall hinein; aber es muß heraus, wenn der Metzger kommt. Der packt es am Fuß und am Schwanz und der Vater lupft es an den Ohren. Und dann tun sie es auf den Wagen. Wenn das Schwein keine Ohren hat, kann man es nicht lupfen; und deswegen muß die Sau Ohrlappen haben. Die Ohrlappen ist der Vater. Das Schwein ist gar ein gutes Tier und läßt sich mehgen. Aber dann tut es arg schreien, weil ihm das Stechen nicht gefällt. Den Herrn Brothsieher tut mein Vater zur Mehlsuppe einladen und der Herr Pfarrer kriegt den Saukopf. Den tut ihm meine Mutter bringen und auch Würste. Der Schulmeister braucht nichts; der hat immer Handel mit meinem Vater und tut den Michele so arg verhaßen.

Christian Dengelmaier.

Dank sagungen

sind eingegangen aus: Falkenstein im Taunus, Freising, Bach-Schwyz, Ratibor, Bodum, Billerbeck.

Gebetsempfehlungen.

Mehrere in Familien-Anliegen. Um Erkennen des Verus; um Familienfrieden. Viele in verschiedenen Krankheiten. Viele in schweren Anliegen Leibes und der Seele. Belehrung von Sündern. Schweregeprüfte Familien und deren Anliegen; Eltern, Kinder, Geschwister in ihren Anliegen. Jungfrauen in ihren Anliegen. Glückliches Examina. Glückl. Ausgang von Prozessen. Auf Abwege geratene Söhne und Töchter. Glücklicher Ausgang von Unternehmungen. Kranke Ehepaare. Kranke Väter, Mütter, Geschwister und Kinder. Glückselige Sterbestunde. Glückliche Entbindung. Glückliche Operation. Gute Heirat. Gute Kindererziehung. Geistesranke, Schwachsinnige, Trunksüchtige, Streitsüchtige, Glaubenslose, dem Fluchen und Zorn ergebene. Eheleute, welche ihre Pflichten vernachlässigen. Weiteres Fortkommen eines schwachbegabten Jünglings. Gute erste hl. Kommunion. Gute Beicht. Beharrlichkeit. Hausverkauf. Standeswahl. Lehrerin und Schulkinder. Kind, das nicht gehen kann. Erbschaftsfreit. Verirrter Jüngling.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Bundes sind gefordert und werden dem frommen Gebets unserer Leser empfohlen:

Karl Roth in Guskirchen. Bernard Föder in Dorsten. Anna Maria Preute in Dilldorf. Frau Agnes Schumacher in Deloven.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.

Frau Amalie Raaf in Düsselb. Wilh. Heinrich Sommer in B. Heinrich Schmitz in Köln. Mathias Werbeds in Ginhoven. Nikolaus Theis in Worringen. Elise Lombrock in Sepestrate. Johann Gern in Krefeld. Bernadine Gerdt in Altenbochum. Nikolaus Kauer in Schaltenmehren. Josef und Anna Leser in Blinningen bei W. garten. Johanna Rath. Teloo in Sorsbed. Heinrich Hoesel in Barlubin. Magnus Hafner in Haselstein. Wilhelm Baumgarten in Haselstein. Ludwig Fuß in Scherlenheim. Hochw. Herr Pfr. Dr. Käster in Littlau. Frau Bürgermeister Fallert in Hüfingen. Herr Herr Bened. Aug. Scherer in Ueberlingen. Johann Hanum in C. wittstadi. Maria Höckinger in Ungmarkt. Veit Floer in G. Sr. Lubovka in Hippach. Sr. Alburcius Schwarz in Ling. Louisa Schrotter in Leibniz. Herr Markert in Schönbad. Herr Peitler in St. Georgen, Käth. Maria Krippel in Krens. Wilhelm Strobl in Krens. Herr Dobner, Gefängniswärter in Otoborn. Josephine Ringelstein in Erstein. Maria Schmitz in M. Kath. Fuchs in Desfeld. Max Kees in Schwabmünchen. Bernhard Stengele in Sippfingen. Josef Lechelmayer in Letterhofen. Schäfer in Porzdorf. Herr Herr in Burglengensfeld. Rosine Kober in Steinau. Hochw. Herr Pfr. Kornel Thoma in K. Kaiser in Basel. Alexander Zumbler in Herisau. Franz Engel Rösch in Donaumbühl. Hochw. H. Pfr. Bischofsberger in W. Witwe Horat in Morischach. Valentin Diegel in Wufpiel. Peter Fes in Ballweiler. Maria Endres in Ilmpau. Hermann Kager in Lechhausen. Marzell in Eschbach. Hochw. H. Pfr. C. P. Regau. Hochw. H. Pfr. J. Lindauer in Kulmat. Hochw. H. Pfr. J. Edert in Bishwind. Hochw. H. Stadtsfr. u. Dechant W. Schmid in Cham. Hochw. H. Pfr. Andr. Schimpf in Hopferthal. Elisabeth Volkinger in R. Josef Erhardt in Klingen. Kath. Pfr. in Hestenthal. Jos. Ant. Groß in Franzenhofen. Peregrin Müller in Ullersdorf. Lorenz Jörg in Mörlach. Johann Poppel in U. Barbara Bergermeier in Siegenburg. Magdalena Schmid in Siegen. Bernhard Haug in Schwaben. Simon Knoll, Stadtsfr. u. öff. Rat in München-Alu. Kaspar Allenbrand in Mündshausen. Billi in Neuditting. Ludwig Korbowich in Würzburg. Karoline Etienne in Kippenheim. Luise Reif in Walburg. Franz L. Zeller in Burmannsquad. Johann Vogel in Singheim. Magdalena K. in Seebach. Katharina Hils in Seebach. Leonhard Oberle in Seebach. Franz Xaver Scheuer in Seebach. Hermann Kopp in Seebach. Anton Bluz in N. N. Konrad Gluchnik in Rasthof. Frau v. Riß in Freiburg, Baden. Kunigunde Held in Bamberg. Maria Fes in Ravensburg. Stephan Weinlein in Altheim. Louis Sohn, Lehrerin in Grafing. Emil Warth, Stadtsfr. u. Balbtrög. Anna Volkstetter in Saulgau.

Zahlung rückständiger Abonnements des Berggipfelblattes pro 1907 und Voranzbezahlung des Berggipfelblattes pro 1908 geschieht in Deutschland am einfachsten per Postanweisung, in Oesterreich-Ungarn und der Schweiz per Postscheck.

Wir bitten unsere lieben Leser, wenn sie uns schreiben oder etwas senden, stets die genaue Adresse (Herr, Frau, Fräulein), Wohnort und nächste Post anzugeben und bei Ortswechsel unbedingt auch die frühere Adresse.

Wir sind unsern geehrten Freunden und Gönnern stets dankbar für gütige Zusendung von genauen Adressen wohlthätiger Personen, an die wir das Berggipfelblatt versenden können. Der Name des Einsenders wird nicht genannt.

Jubiläums-Festschrift.

Wir machen auf die im Verlage von B. Verden Freiburg i. Br., erschienene Festschrift zum 25jährigen Jubiläum der Gründung des Trappisten-Missionsklosters Mariannahill, welches Ende Dezember gestiftet wurde, aufmerksam. Das Buch ist auf das prächtigste ausgestattet, sehr reich illustriert, und eignet sich ganz besonders zu Geschenken, ist auch von unseren Missionsvertretungen zu beziehen zum Preise von M. 4.00 — Fr. 5.40 — Fr. 6.—.

NB. Der Reinertrag ist für die Mission bestimmt.